

# Bulletin

Das älteste Bankmagazin der Welt. Seit 1895.



«Mütter bringen den Kindern  
Dinge bei, Grossmütter helfen ihnen,  
sie wieder zu vergessen.»

Maria Ignácia Moraes mit Roberto.  
Großeltern und Enkel: Seiten 6 und 76.

## Was bleibt?

Rückblenden auf gestern, Erkundungen im Heute, Ausblicke auf morgen.



# Sie sind frei.

## TECHART für die Porsche 911 Modelle.

**TECHART Individualisierung für die 911 Modelle** ist einzigartiges Styling, höchste Qualität und nahtlose Integration. Ob Exterieur, Antrieb, Fahrwerk oder Abgasanlage: TECHART gibt Ihnen die Freiheit, selbst zu entscheiden wie einzigartig Sie Ihren persönlichen Porsche 911 gestalten möchten. Und auch im Interieur dreht sich alles nur um Sie. Mit TECHART Lenkrädern, Schaltpaddles, wertvollen Oberflächen und Ziernähten. Bis hin zu einem individuell für Sie angefertigten Interieur aus der TECHART Manufaktur.

**Ein klares Statement: TECHART Leichtmetallräder.** Ihr Bekenntnis zu Individualität, Sportlichkeit und Qualität. Zum Beispiel das sportliche TECHART Formula II Rad in mehrteiligem Design. Wie alle original TECHART Räder ist es auch in individueller Farbkombination erhältlich und verleiht Ihrem 911 Modell besonders viel Dynamik - bereits im Stillstand.

Die Spezialisten für Individualisten  
**SAHLI & FREI AG**

**TECHART in der Schweiz:**

Sahli & Frei AG  
Generalimporteur für TECHART und BRABUS / Exklusivfahrzeuge  
Industriestrasse 1, CH-8307 Effretikon  
Tel: +41 (0)52 355 30 50, E-Mail: info@techart.ch



# Wie wir ticken



An dieser Ausgabe haben mitgearbeitet

## 1 Don Gillmor

Der kanadische Journalist und Autor schreibt über seine Stadt Toronto, in der das erreicht wurde, wovon Politiker und Wirtschaftsführer rund um die Welt träumen: eine grosse Anzahl Migranten integrieren. Wie das geht? Aga Khan, das Oberhaupt von 20 Millionen Ismailiten, sagte kürzlich, Toronto habe die richtige Soft- und Hardware. Was das bedeutet, erforscht Don Gillmor ab Seite 28.

## 2 Nayan Chanda

Der 1946 in Indien geborene Historiker und Buchautor ist verantwortlich für die Publikationen des Instituts für Globalisierung an der Universität von Yale. In dieser Ausgabe beleuchtet er den erstaunlichen Wert der Demokratie im Riesenland Indien. Seite 54

## 3 Will Gompertz

Was ist gute Kunst? Diese kleine, aber schwierige Frage beantwortet der Kunstkritiker und ehemalige Sprecher der Tate Modern mit Humor und Fachkenntnis. Wirklich gute Kunst, schreibt Gompertz, sei meist das Produkt eines leidenschaftlichen Künstlers, der sich mit realen Problemen auseinandergesetzt habe, um etwas von bleibendem Wert zu schaffen. Seite 70

## 4 Beatrice Schlag

Seit sie vor knapp zehn Jahren das erste Mal vom Fall der Familie Otter gehört hatte, fragte sich die US-Korrespondentin Beatrice Schlag: Wie kann man nach einem traumatischen Ereignis wie einem Grizzly-Angriff weiterleben? Sie besuchte einen lebensfrohen Johan Otter in San Diego, aber bald schon flossen die Tränen. Seite 60

**I**ch wuchs im Norwegen der 1920er Jahre auf. Es waren harte Zeiten, dann kam der Krieg und meine drei Brüder starben. Und doch erinnere ich mich gerne an jene Zeit zurück: Wir mussten eng zusammenrücken, jeder half jedem. Diese Werte versuchte ich ein Leben lang hochzuhalten.» Kåre Magne Hansen, 90, lieferte uns eines der schönsten Zitate in diesem Bulletin. Der pensionierte Schreiner hat sein ganzes Leben in Rena verbracht, einer kleinen Stadt nördlich von Oslo, die im Zweiten Weltkrieg von der Deutschen Wehrmacht bombardiert wurde. Für diese Ausgabe fragten wir ältere Menschen, was sie in ihrem langen Leben am meisten prägte (Seite 6). Ihre Rückblicke ergänzen wir um die Perspektive ihrer Enkelkinder: Welche der Familientraditionen möchten sie hochhalten (Seite 76)?

«Was bleibt» ist ein grosses Thema – und typisch Mensch. Der Homo sapiens ist das einzige Lebewesen, das einen Zeitbegriff hat, das sich überlegen kann und muss, welche Spuren er (oder sie) hinterlässt. Kaiser Wilhelm II. beweist, dass wir nicht vor Fehleinschätzungen geschützt sind. «Das Auto», orakelte der Monarch, «hat keine Zukunft. Ich setze aufs Pferd.» Das Bulletin hütet sich vor solchen Prognosen. Es ist vielmehr eine Bestandsaufnahme in 19 Geschichten. Wir bilden Interessantes von heute ab und versuchen, aus dem Gestern Schlüsse für das Morgen zu ziehen.

**S**o fanden wir in Toronto ein Beispiel für das Zusammenleben in der Grossstadt der Zukunft: über 100 000 Immigranten strömen pro Jahr in die kanadische Wirtschaftsmetropole, die das Motto trägt: «Diversity Our Strength» (Vielfalt ist unsere Stärke). Toronto belegt regelmässig die vordersten Plätze in Lebensqualität-Rankings, die Kriminalitätsrate ist tief, die Wirtschaft boomt. Wie ist das möglich (Seite 28)? In einem Wirtschaftsblock (ab Seite 22) sprechen wir mit der renommierten Ökonomin Carmen M. Reinhart, die wenig Optimismus verströmt («Ich zeichne kein sehr erfreuliches Bild der aktuellen Welt.»). Und wir fragen uns: Wie viel bleibt den Schweizern Ende Monat und am Ende des Lebens im Portemonnaie? Und welches waren die besten Anlagestrategien der letzten 100 Jahre?

**A**b Seite 50 schliesslich versuchen wir uns an den grossen Fragen zur menschlichen Natur: Wie ticken wir, aus wirtschaftlicher, politischer und religiöser Sicht?

Wir wünschen viel Vergnügen

Ihre Redaktion

# Kreuzfahrten

Erstklassig – weltweit

MCCM Newsletter  
Jetzt anmelden & über  
die aktuellen Angebote  
informiert sein:  
[www.mccm.ch](http://www.mccm.ch)



Schiffsreisen über alle Weltmeere

## Bei MCCM buchen und profitieren:

- ✓ **Führend** in Erstklass- und Expeditions-Kreuzfahrten
- ✓ Bei MCCM buchen und in **EURO** (ca. 1.23), **US\$** (ca. 0.92) bezahlen!
- ✓ **Gratis Limousinen-Transfer** zum Flughafen bei Abreise (bis 50 km)
- ✓ Viele „outlet“ Tarife
- ✓ **Kompetente Beratung** – zuverlässig, erfahren

Reisebeispiel:

### Ab/bis Miami

11 Tage, 11. - 21. Dezember 2014

Aussenkabine, C2 **CHF 3'450.-** (p. P.)

5-Sterne All-Inclusive: Mahlzeiten in allen Restaurants • Alle Getränke an Bord • Trinkgelder • Alle Aktivitäten an Bord • Minibar/24h Room-Service  
(ab/bis Hafen, gem. AGB's von Crystal Cruises)

**CRYSTAL CRUISES®**  
The difference is Crystal clear.

Crystal Cruises - World's Best!  
Mehr als jede andere Kreuzfahrtreederei  
als weltbeste Gesellschaft ausgezeichnet!

REISEGARANTIE

Generalagentur für die Schweiz/FL:

**Tel. 044 211 30 00**

MCCM Master Cruises Christian Möhr AG  
Nüscherstrasse 35, 8022 Zürich  
[info@mccm.ch](mailto:info@mccm.ch), [www.mccm.ch](http://www.mccm.ch)

**MASTER CRUISES**  
CHRISTIAN MOHR

# Bulletin: Was bleibt?

## WAS WAR, WAS IST, WAS BLEIBT

Essay: Warum wir in der besten aller Welten leben (bis jetzt). [Seite 4](#)

## WAS WIRKLICH ZÄHLT (TEIL I)

Grossmütter und Grossväter aus der ganzen Welt über prägende Momente und ewige Werte. [Seite 6](#)

## WER BIN ICH?

Der grosse Fragebogen – was Proust und Frisch heute wundernähme. [Seite 16](#)

## WAS UNS BLEIBT ... AM ENDE DES LEBENS

Im Durchschnitt vererben wir 450 000 Franken, doch das Vermögen baut sich erst im Alter auf. [Seite 18](#)

## ... AM ENDE DES MONATS

Steuern, Mieten, Gesundheitskosten: Wo lebt es sich in der Schweiz am günstigsten? [Seite 19](#)

## WIE ES NACH DER FINANZKRISE WEITERGEHT

«Der Mensch wiederholt seine Fehler.» Ausführliches Gespräch mit der grossen Ökonomin Carmen M. Reinhart. [Seite 22](#)



## WIE INVESTIEREN?

Erfolgreiche Anlage-Strategien der letzten hundert Jahre. [Seite 27](#)

## WIE WIR ZUSAMMENLEBEN WERDEN

Stadt der Zukunft: 100 000 Leute wandern jährlich nach Toronto ein. Das Modell scheint zu funktionieren. [Seite 28](#)

## WWWER, WWWIE, WWWAS

Ein kurze Geschichte des Internets mit erfolgreichen Startups, den Hypes und den Flops. [Seite 40](#)

## WIE MAN IM NETZ SPUREN VERWISCHT

Das Web vergisst nie. Tipps für ein Leben ohne breite Datenspur. [Seite 42](#)

## WIE DIE NÄCHSTE GENERATION EINKAUFT

Die Generation Y sind die Kunden von morgen. Sie verhalten sich radikal anders als ihre Eltern. [Seite 44](#)

## WIE ALTES HANDWERK ÜBERLEBT

Chiara Vigo ist der letzte Mensch, der die jahrtausendealte Tradition der Muschelseide bewahrt. [Seite 46](#)

## WIE WIR FUNKTIONIEREN

Homo oeconomicus – Ist der Mensch eignenützig oder kooperativ? [Seite 52](#)

Homo politicus – Indien und der globale Wert der Demokratie. [Seite 54](#)

Homo religiosus – Hans Küng und die Goldene Regel für alle. [Seite 56](#)

## WIE IN NACHHALTIGKEIT INVESTIEREN

Conservation Finance oder: Was der Natur hilft und auch rentabel ist. [Seite 58](#)

## WIE MAN MIT EINEM TRAUMA LEBT

Johan Otter wurde beim Wandern von einem Grizzly angefallen. Besuch bei einem Überlebenden. [Seite 60](#)



## WAS WIR VON URVÖLKERN LERNEN KÖNNEN

Pulitzer-Preisträger Jared Diamond über traditionelle Völker, und was wir von ihnen übernehmen können. [Seite 66](#)

## WAS SCHON UNSERE URAHNEN KONNTEN

Vom Kino bis zum Lockenwickler: Manche Erfindung ist älter, als man denkt. [Seite 69](#)



## WAS EIN GUTES KUNSTWERK AUSMACHT

Ernsthaftigkeit und Aufrichtigkeit – wie man moderne Kunst von bleibendem Wert erkennt. [Seite 70](#)

## WAS DEN MODE-KLASSIKER DEFINIERT

Seit Coco Chanel ist das kleine Schwarze das Kleidungsstück der Frau. [Seite 74](#)

## WAS WIRKLICH ZÄHLT (TEIL II)

Enkel aus aller Welt über die Werte ihrer Grosseltern. [Seite 76](#)



## Die letzte Seite

Illustriert von Jörn Kaspahl. [Seite 80](#)



## Im App Store

Die App «News & Expertise», mit dem Bulletin und weiteren aktuellen Publikationen der Credit Suisse.

[www.credit-suisse.com/bulletin](http://www.credit-suisse.com/bulletin)



**Impressum:** Herausgeber: Credit Suisse AG, Projektverantwortung: Claudia Hager, Inhaltskonzept, Redaktion: Ammann, Brunner & Krobat AG ([www.abk.ch](http://www.abk.ch)), Gestaltungskonzept, Layout, Realisation: Craftt Kommunikation AG ([www.craftt.ch](http://www.craftt.ch)), Fotoredaktion: Studio Andreas Wellnitz, Berlin, Druckvorstufe: n c ag ([www.ncag.ch](http://www.ncag.ch)), Druckerei: Stämpfli AG, Auflage: 140 000, Kontakt: bulletin@abk.ch (Redaktion), [abo.bulletin@credit-suisse.com](mailto:abo.bulletin@credit-suisse.com) (Abonnentenservice)

# Die beste aller Welten (bis jetzt)

Alles rast dahin, alles verändert sich – ewige Werte kommen unter die Räder.  
Gemach, gemach: Vielleicht ist der stetige Wandel gar nicht so schlimm und wir lernen  
bloss, mit der Gegenwart zurechtzukommen. *Von Wolf Lotter*

Die Einsicht, das alles immer schneller geht, hatte Charles Chaplin bereits in den 30er Jahren. Damals drehte er «Moderne Zeiten».

Darin sehen wir ihn als Opfer der Industriegesellschaft, als Hamster im Räderwerk einer gnadenlos beschleunigenden Zeit, in der kein Platz mehr für Werte und Individualität bleibt. Mit dem Fliessband geht alles den Bach runter, das ist die Botschaft. Werte orientieren. Speed kills. Ein zu hohes Tempo desorientiert uns. Es wirft uns aus der Bahn. Es macht das Leben kurz. Und Chaplin wusste: noch gar nichts.

Wir leben in der Ära der Echtzeit, des «Alles, überall, jederzeit», wie man zu Beginn des Internetbooms in den 1990er Jahren gerne sagte. Das Web ist nicht die einzige, aber vielleicht die bisher perfekteste Technologie, die unser Gefühl, dass alles zu viel und zu schnell ist, befördert. Woran soll man sich noch orientieren? Die Reise durch diese Zeit ähnelt dem Blick aus dem Fenster eines Intercityzuges. Schauen wir aus dem Fenster nach unten, erkennen wir kaum etwas. Was näher liegt, verschwimmt, weil die Geschwindigkeit unser Gehirn überfordert.

Unser Gehirn hat die Wahl zwischen zu vielen Einzelinformationen und kann sich am Ende nicht mehr entscheiden. Alles verschwimmt. Nichts ist klar.

## Rasender Stillstand

Dieses Phänomen unserer Zeit hat der französische Medienphilosoph Paul Virilio einmal den Prozess des «Rasenden Stillstands» genannt. Wir sind in allem sehr schnell, aber wir bewegen uns nicht weiter – jedenfalls ist das der Eindruck. Wir stellen uns der Komplexität und damit der Herausforderung nicht, wir fahren einfach schnell daran vorbei. Genau genommen sind wir gar nicht schnell, sondern auf der Flucht. Nur: wovor?

Vor uns selbst. Anders kann man die Suche vieler nach Entschleunigung und einer neuen Moral, die sich an «ewigen Werten» orientiert, nicht erklären. Allein, schon die erste Spurensuche wird schwierig: Welches sind denn diese ewigen Werte, die vermeintlich unter die Räder kommen? Jede Werteordnung ist vergänglich, ein Kompass, dessen Nadel bald keine Orientierung mehr bietet. Und ewig ist ein sehr langer Zeitraum. Sicher, man kann sich mit einem Regelwerk universeller

Werte behelfen, etwa der Allgemeinen Erklärung der Menschenrechte der Vereinten Nationen aus dem Jahr 1948. Freiheit, Selbstbestimmung, Selbstverwirklichung und Freizügigkeit sind ihre Grundpfeiler. Dabei geht es nirgendwo um Moral, sondern um die Voraussetzung zur persönlichen Entfaltung. Es sind auch Begriffe wie Sicherheit, Vertrauen, Ehrlichkeit oder Solidarität, die dabei abgefragt werden – auch wenn ihr Verlust allenthalben beklagt wird.

## War die «alte Zeit» so grossartig?

Die bange Frage «Was bleibt?» meint eigentlich etwas anderes: Woran orientieren wir uns grundsätzlich? An den Anderen, an überirdischen Mächten oder an uns selbst? Hier werden wir fündig. «Was bleibt?» – das haben Menschen immer dann gefragt, wenn ihr eigener Kompass ausser Kraft gesetzt war – etwa, weil sich die Welt für sie zu schnell dreht.

Den Ursprung dieser Entwicklung verorten einige in den 60er Jahren, als die junge Konsumgesellschaft, die nach dem Zweiten Weltkrieg für viel Wohlstand im Westen sorgte, auch energischen Widerspruch bekam. Der «Wertewandel»

damals wurde von der politischen Studentenbewegung, aber auch «Hippies» und der Beat-Generation getragen. Vielen ging es nicht ums Politisieren, sondern ganz allgemein um eine «schönere, bessere Welt». Die Frage lautete einfach: Gibt es nicht eine Alternative zum Materialismus, etwas, das mehr wiegt als Waren und Güter?

Es mag für diese selbstbewusste Generation bitter sein, aber sie waren nicht die Ersten, denen das einfiel. Schon Johann Wolfgang von Goethe grummelte in seinem vor mehr als 200 Jahren erschienenen «Epilog zu Schillers Glocke» unzufrieden:

*Indessen schritt sein Geist gewaltig fort  
Ins Ewige des Wahren, Guten, Schönen,  
Und hinter ihm, im wesenlosen Scheine,  
Lag, was uns alle bändigt, das Gemeine.*

Da haben wir es: das Gemeine, das Gewöhnliche, Normale, das gegen die ewigen Werte antritt. Das Schöne, Wahre und Gute, dass immer wieder als Gegensatz zum Materialismus, zum Gewöhnlichen, auf den Plan gerufen wird, es ist undeutlich und unklar, ein Ideal, eine Sehnsucht. Nicht von dieser Welt. Und vielleicht genau deshalb der ideale Fluchtpunkt in einer Zeit, die von uns mehr Entscheidungen und mehr selbstständiges Denken verlangt als jede Epoche zuvor. Wollen wir ewige Werte – oder fangen wir an, diese Welt nach unseren Vorstellungen zu gestalten? Und war denn die «alte Zeit» mit allen ihren schönen, wahren und guten Idealen tatsächlich so grossartig?

#### Gebrauchsanweisung für die Moderne

Der englische Philosoph Thomas Hobbes glaubte das nicht, als er 1651 seinen «Leviathan» veröffentlichte. Dieses Buch gilt zu Recht als eine Art Gebrauchsanweisung für die moderne Welt der Aufklärung und der Selbstverantwortung des Einzelnen. «Nasty, brutish and short» – schmutzig, brutal und kurz, so charakterisierte Hobbes das Dasein der Mehrheit seiner Zeitgenossen. Er und andere Aufklärer setzen ein anderes Ziel: Weniger Schicksal, mehr Selbstständigkeit, Weniger Idealismus, mehr Realitätsbezug. Statt auf eine bessere Welt zu hoffen, sollte man sich daran machen, im Hier und Jetzt eine zu bauen. Statt vagen Aussichten nachzuhangen, lebte man in einer Gegenwart, die es zu gestalten galt.

Genau diese Vorstellung hat heute zur besten aller bisherigen Welten geführt,

in der sich immer mehr Menschen entfalten können. Wir leben dreimal so lang wie unsere Vorfahren zu Beginn des Industriezeitalters. Die materiellen Zugänge haben sich für die meisten Menschen deutlich verbessert – eine OECD-Studie zeigt, dass sich das weltweite Pro-Kopf-Einkommen von 1820 bis ins Jahr 2000 verzehnfacht hat. Besser geht es auch den Menschen in Regionen, die im Westen fast immer nur mit schlechten Nachrichten verbunden werden: In Afrika ist zwischen 1950 und 2010 die Lebenserwartung deutlich gestiegen – von 38,2 Jahren auf 55,2. Obwohl immer mehr Menschen auf diesem Planeten leben, geht der Anteil derer, die Hunger leiden, seit Jahren stark zurück. Noch 1990 waren es 15,1 Prozent aller Weltbürger, heute sind es rund 9 Prozent, 2030 wird der Wert auf unter 7 Prozent sinken, so schätzt die Weltgesundheitsbehörde FAO.



Wie ein Kompass ohne Orientierung:  
Jede Werteordnung ist vergänglich.

Die Welt ist nicht perfekt, aber sie wird immer besser, und das liegt vor allen Dingen an einer gut funktionierenden globalen Wirtschaft und immer besseren technischen Verfahren. Manche Skeptiker wollen das nicht hören. Es ändert aber nichts an den Fakten: Noch nie hatten so viele Menschen so viele Möglichkeiten, ihr Leben im Hier und Jetzt zu leben, statt auf ewige Werte und das Schöne, das Wahre, das Gute zu hoffen.

Allerdings muss auch das gelernt sein. Die Gegenwart kommt uns so schnell, so flüchtig vor, weil wir den richtigen Blick auf diese Möglichkeiten immer noch üben müssen. Nach so vielen Jahrtausenden des Mangels ist das nicht überraschend. So viele Generationen vor uns mussten ein Leben ohne Alternative führen, ohne Wahlmöglichkeit, ohne eine Aussicht auf Verbesserung – sie konnten keine Ent-

scheidung treffen, sondern mussten sich ihrem Schicksal ergeben. Diese Welt war aus materiellen Gründen überschaubar und gar nicht schnell. Die Wirtschaft wuchs kaum, der Wohlstand blieb einer winzigen Schicht vorbehalten, die ihre Macht und die Kultur konservierte. Dann begannen die Geschwindigkeits-Revolutionen, die der Zeitphilosoph Virilio den Wandel nannte, erstens die industrielle Revolution, die zu Dampfmaschine, Eisenbahn und Auto führt – zu «Maschinen [...] die selbst Geschwindigkeiten produzieren können», wie er sagt. Es folgen die «lichtgeschwinden Übertragungsmedien» des 20. Jahrhunderts, vom Telefon bis zum Internet, in dem die «Echtzeit» entsteht, in dem «der Raum verschwindet» und die menschliche Wahrnehmung nicht mehr nachkommt. Nun ist das Tempo ausgereizt. Wir sehen buchstäblich nur mehr aus dem Fenster eines rasenden Zuges. Um die Details erkennen zu können, müssten wir unser Gehirn gegen eines tauschen, das mit Computern mithalten kann.

#### Wir müssen uns entscheiden

Virilio schlägt diese «Lösung» ironisch vor, kennt aber natürlich die einzige Alternative: Statt uns zu Automaten zu machen, die Automaten bedienen können, müssen wir uns entscheiden. Wir müssen sozusagen die Uhr nach uns selbst stellen. Damit beenden wir nicht nur das Gefühl, dass alles zu viel ist und zu kompliziert, sondern entdecken auch, was wirklich zählt – und zwar ganz ohne Verzicht, ohne Entschleunigung und Reduktion, die heute vielfach wieder als Allheilmittel gepriesen werden. Es geht auch ganz anders: Man müsse begreifen, sagt der deutsche Soziologe und Zeitforscher Karlheinz Geissler, was Vielfalt bedeutet: «Das wirkt sich natürlich ganz besonders auf unser Verhältnis zur Zeit aus. Zeit-Vielfalt nutzen heißt, in der Lage zu sein, die Entscheidung für oder gegen etwas zu treffen. Davor drücken sich die meisten aber gern.»

Da haben wir es. Chaplin wusste natürlich Bescheid. Seine «Modernen Zeiten» waren ein Plädoyer für Individualität und gegen Mitläufertum und Konformismus. Wir lernen gerade, uns in der Zeit, in der wir leben, gut einzurichten. Nicht für ewig. Für jetzt – und für uns. □

**Wolf Lotter** ist Journalist und Buchautor. Zuletzt von ihm erschienen: «Zivilkapitalismus» (Pantheon/Random House)

# Das lange Leben

Von der Hausfrau in Japan zum Unternehmer in Griechenland und zur Bäuerin in der Schweiz: Grossmütter und Grossväter erzählen, was sie in den letzten hundert Jahren prägte (was ihre Enkel aus den Familientraditionen übernehmen: Seite 76).

*Protokolle: Simon Brunner*

**«Das einfache,  
gewöhnliche Leben  
verleiht mir ewiges  
Glück und Freude.»**

Sakiko Yamaguchi, 72  
Yokohama, Japan





**«Die Freiheit des  
Unternehmertums  
ist unbezahlbar.»**

Nikos Vitogiannis, 70  
Athen, Griechenland



**«Ich liebe es, die Welt  
zu erkunden – das  
muss ich von meinem  
eigenen Grossvater  
geerbt haben.»**

Jeremi Malicki, 80  
Breslau, Polen



**«Ich bin stolz,  
dass die Familie  
den Bauernhof  
weiterführt.»**

Katharina Hess, 99  
Ebnat-Kappel, Schweiz



**«Ich war streng  
mit den Kindern,  
erst mit den Enkeln  
wurde ich lockerer.»**

Maria Ignácia Moraes, 90  
São Paulo, Brasilien

**Seite 6 — Sakiko Yamaguchi, 72**

**Hausfrau**

**Yokohama, Japan**

**2 Töchter, 4 Enkel**

«Ich führte ein eher monotonen Leben, was aber nicht bedeutet, dass ich unglücklich war. Die Jugend verbrachte ich in den harten Nachkriegsjahren, mit 25 heiratete ich. Mein Leben war gesegnet durch die Geburt meiner zwei Töchter. Ihnen beim Aufwachsen zuzusehen, war wunderbar: Wir lachten viel, wir weinten und – ganz selten – schrien wir uns an. Jetzt habe ich vier kleine Enkelkinder. Das einfache, gewöhnliche Leben verleiht mir ewiges Glück und Freude.»

**Seite 7 — Nikos Vitogiannis, 70**

**Pensionierter Unternehmer**

**Athen, Griechenland**

**2 Söhne, 7 Enkel**

«In meiner Familie sind alle Unternehmer. Mein Vater baute ein Geschäft auf für Kronkorken, diese Metall-Verschlüsse, die es zum Beispiel auf Coca-Cola-Flaschen gibt. Er wurde Marktführer in Griechenland, ich stieg bei ihm ein. Später gründete ich vier weitere Firmen. Auch meine Brüder arbeiteten mit, doch mein Vater und ein Bruder starben früh. Auf einen Schlag war ich für das Geschäft und für sieben Kinder verantwortlich. Es waren harte Zeiten, wir arbeiteten viel. Doch die Freiheit des Unternehmertums ist unbezahlbar. Klar, es gibt schwierige Kunden und unzuverlässige Lieferanten. Machmal bist du verzweifelt. Aber wenn der Tag endet, und du siehst, was du geschaffen hast, macht dich das unendlich glücklich. Noch wichtiger als die Firmen war meine Frau. Ich traf sie auf einem Fest und wusste sofort: Sie ist es! Ich hatte keine Zweifel: Ihr Charakter stimmte und sie sah wunderschön aus. Und ich sollte recht behalten, bis heute.»

**Seite 8 — Jeremi Malicki, 80**

**Pensionierter Bahn-Direktor**

**Breslau, Polen**

**2 Kinder, 2 Enkel**

«Obwohl ich im kommunistischen Polen aufgewachsen bin, also in einem eher geschlossenen System, war das Reisen immer meine grosse Leidenschaft. Ich liebe es, die Welt zu erkunden – das muss ich von meinem eigenen Grossvater geerbt haben: Witek, ein einfacher Arbeiter, sammelte

Reisebücher und machte viele Exkursionen. Im 19. Jahrhundert, wohlgerne. Meine Reiselust begann früh, mit vier Jahren bestieg ich den Giewont, einen hohen Gipfel des polnischen Tatra-Gebirges – natürlich zusammen mit meinen Eltern und Grosseltern. Das Schöne am Reisen sind die Erinnerungen, die einem für das ganze Leben bleiben.»

**Seite 10 — Katharina Hess, 99**

**Pensionierte Bäuerin**

**Ebnat-Kappel, Schweiz**

**1 Sohn, 3 Enkel, 3 Urenkel**

«Ich war immer gerne Bäuerin, ich mochte die Tiere und die Arbeit. Unser Hof war klein, keine sechs Hektaren, und wir machten alles selber. Nur zum Mähen gab es eine Maschine. In den 1960er Jahren kam die Tuberkulose in den Stall, wir mussten das ganze Vieh abtun. Daraufhin waren wir gezwungen, den Hof zu verpachten. 1977 übernahm ihn mein Sohn und nahdisnah konnten wir den Betrieb wieder selber leiten. Im selben Jahr starb mein Mann, an Altersschwäche. Heute leben drei Generationen unter einem Dach. Ich bin stolz, dass die Familie den Bauernhof weiterführt.»

**Seite 11 — Maria Ignácia Moraes, 90**

**Pensionierte Handarbeitslehrerin**

**São Paulo, Brasilien**

**2 Kinder, 4 Enkel, 10 Adoptivkinder,**

**4 Adoptivenkel**

«Meine Schüler sagten mir oft: *«Ausserhalb der Schule bist du eine gute Freundin, aber als Lehrerin bist du zu streng.»* Was soll ich antworten? Ich fühlte mich ihren Eltern verpflichtet. Die bezahlten mich, also musste ich den Kindern etwas beibringen. Ich bin nun mal eine Perfektionistin. Auch mit meinen eigenen Kindern war ich streng, erst mit den Enkeln wurde ich lockerer. Ich sage immer: *«Mütter bringen den Kindern Dinge bei, Grossmütter helfen ihnen, sie wieder zu vergessen.»* Wir müssen die Enkel verwöhnen. Ausser Roberto! Er steht vor einem wichtigen Moment seines Lebens, dem letzten Jahr an der Uni. Er muss gute Noten machen, in unserer Familie macht man gute Noten! Ich habe zwei eigene Kinder und zehn adoptierte Mädchen – vier davon waren Geschwister, deren Eltern kurz nacheinander starben. Ich konnte einfach nicht Nein sagen und zog sie alle auf.»

**Seite 13 — Moni Dorcas Phahlane, 87**

**Pensionierte Putzfrau**

**Soweto, Südafrika**

**4 Kinder, 6 Enkel, 1 Urenkel**

«Ich bedauere nichts im Leben – im Gegenteil, ich würde alles wieder gleich machen. Mein Mann starb, als ich 45 war. Er wurde erschossen, wir fanden nie heraus, vom wem und warum. Ich zog die Kinder alleine auf, außerdem putzte ich in einem Schuhgeschäft. Ich bin voller Energie und kann bis heute kaum still sitzen, immer muss etwas los sein. Einer meiner Söhne und seine Frau starben sehr jung, darum wuchs meine Enkelin Refilwe bei mir auf. Ich habe versucht, sie zu einer respektvollen Person zu erziehen. Jetzt will sie auf die Universität, das freut mich sehr.»

**Seite 14 — Kåre Magne Hansen, 90**

**Pensionierter Schreiner**

**Rena, Norwegen**

**4 Kinder, 4 Enkel, 1 Urenkel**

«Ich wuchs im Norwegen der 1920er Jahre auf. Es waren harte Zeiten. Dann kam der Krieg, und alle meine drei Brüder starben. Und doch erinnere ich mich gerne an jene Zeit zurück: Wir mussten eng zusammenrücken, jeder half jedem. Diese Werte versuchte ich in meiner Familie ein Leben lang hochzuhalten. Heute schaut jedes meiner Kinder und der Enkel, der gerade Zeit hat, um 12 Uhr kurz bei mir vorbei zum Mittagskaffee. Das mag ich, denn die meisten meiner eigenen Freunde sind bereits tot und auch meine Frau starb vor sechs Jahren. Ich wurde 1985 pensioniert, aber heute noch erledige ich kleine Schreinerarbeiten. Und ich gehe für mein Leben gerne jagen.»



**«Ich bin voller  
Energie und kann  
kaum still sitzen.»**

Moni Dorcas Phahlane, 87  
Soweto, Südafrika





**«Ich jage für mein  
Leben gerne.»**

Kåre Magne Hansen, 90

Rena, Norwegen

WER BIN ICH?

# Der neue Proust

37 Fragen zum Erforschen der eigenen Werte, zum Erkunden des Tischnachbars und zum... Zuhören. *Von Mikael Krogerus*

Im Europa des Fin de Siècle war die leichte Konversation (Neudeutsch: Smalltalk) matchentscheidend für einen erfolgreichen Abend. Als kultiviert galt dabei nicht, wer ständig das Richtige sagte, ohne lange darüber nachdenken zu müssen, und auch nicht, wer mit charmant-geistreichen Bemerkungen das Gegenüber zum Kichern brachte. Nein, der ideale Tischnachbar war jener, der die hohe Kunst des Fragenstellens beherrschte. Die Erklärung hierfür ist einfach und wahr und lässt sich in dieser Regel zusammenfassen: Wir schätzen nicht jene, die brillant sind, sondern jene, neben denen wir uns brillant fühlen.

Weil es aber unendlich schwierig ist, in der richtigen Situation auch die richtige Frage zu stellen, kursierte in den europäischen Salons bald ein kleiner Spickzettel. Fragen, die unschuldig wirkten, aber Seelen entblößten: «Wer wären Sie lieber?», «Wie wollen Sie sterben?», «Welche Eigenschaften schätzen Sie bei einem Mann am meisten?». Der Urheber dieses Fragebogens – ein Alchemist der Liebe, der den Generalschlüssel zu Frauenherzen gefunden hatte – ist bis heute unbekannt. 1885 beantwortete Marcel Proust, er war damals dreizehn Jahre alt, auf der Geburtstagsparty seiner Freundin Antoinette Fauré den Fragebogen. 1924 publiziert Faurés Sohn die Antworten, seither ist die Rede von «Prousts Fragebogen». Dass dieser ihn nicht erfunden hatte, sondern lediglich ausfüllte, spricht für den Charme der oben genannten Regel.

Heute, fast 130 Jahre, später hat der Fragebogen etwas an Strahlkraft eingebüßt («Welche militärischen Leistungen bewundern Sie am meisten?» galt im ausgehenden 19. Jahrhundert noch als raffinierte Einstiegsfrage, heute erntet man dafür irritiertes Kopfschütteln). Fragen sind Kinder ihrer Zeit, es ist also angezeigt, den Bogen auf seine Aktualität zu überprüfen. Zwei der Originalfragen (Nr. 1 und Nr. 37) behielten wir in Reminiszenz, zwei weitere entliehen wir dem

grossen eidgenössischen Fragensteller Max Frisch (Nr. 22 und Nr. 23).

Für die Neubearbeitung wie fürs Original gilt: Wir alle bewundern Menschen, die gute Antworten geben. Noch mehr bewundern wir solche, die gute Fragen stellen. Am meisten aber bleiben uns jene in Erinnerung, die wirklich zuhören.

1 — Wo möchten Sie leben?

2 — Beschreiben Sie sich mit drei Wörtern.

3 — Was machen Sie morgens als Erstes – und was sagt das über Sie aus?

4 — Wie lautete Ihr letztes Status-Update? Und wie Ihr allererstes, als soziale Netzwerke aufkamen?

5 — Wo waren Sie, als Sie von 9/11 erfuhren?

6 — Wo würden Sie das System angreifen, wenn Sie es ändern wollten?

7 — Was wissen Sie über die politische Haltung Ihrer Grosseltern?

8 — Kennen Sie Ihren ökologischen Fußabdruck? Was müsste passieren, damit Sie Ihr Leben entsprechend umstellen?

9 — Wofür erhalten Sie häufig Komplimente?

10 — Welche Ihrer Fähigkeiten waren die wichtigste für Ihre Karriere?

11 — In welchen Bereichen kennen Sie sich besser aus als Ihre Freunde?

12 — Wer ist die intelligenteste Person in Ihrem Bekanntenkreis?

13 — Welchen Ihrer markanten Charakterzüge hatten Sie schon als Kind?

14 — Wer war Ihr bester Freund/Ihre beste Freundin mit 16? Was macht die Person heute?

15 — Wie lautete Ihre erste E-Mail-Adresse?

16 — Was ist Ihr materiell wertvollster Besitz?

17 — Wofür geben Sie typischerweise zu viel Geld aus?

18 — Im Flugzeug: Gang oder Fenster?

19 — Eine Fernsehserie, von der Sie nicht genug bekommen können.

20 — Kriegen Sie die Belastungen des modernen Lebens unter einen Hut? Unter welchen leiden Sie am meisten?

21 — In welchen Situationen und an welchen Orten schaffen Sie es, nicht alle zehn Minuten auf Ihr Smartphone zu schauen?

22 — Liebt Sie jemand? Woran erkennen Sie das?

23 — Lieben Sie jemanden? Woran erkennen Sie das?

24 — Schauen Sie in den Spiegel. Was sehen Sie?

25 — Was ist die grösste Veränderung, die Sie an sich selbst in den letzten fünf Jahren beobachtet haben?

26 — Mit wem haben Sie zuletzt herzlich gelacht?

27 — Worüber geweint?

28 — Wer ist die wichtigste Person in Ihrem Leben? Was könnten Sie tun, um die Beziehung zu ihr zu verbessern?

29 — Wenn die Hölle ein Hotelzimmer wäre: Mit wem sind Sie darin eingesperrt?

30 — Wie oft haben Sie in den letzten 30 Tagen zu viel getrunken?

31 — Welches Ritual ist Ihnen wichtig?

32 — Woran glauben Sie, obwohl Sie es nicht beweisen können?

33 — Wenn Sie einen Teil Ihrer Geschichte neu schreiben könnten – welchen?

34 — Hätte mehr aus Ihnen werden können? Erklären Sie.

35 — Wenn Sie alles verlieren würden. Wo fangen Sie neu an?

36 — Worauf könnten Sie am ehesten ein Jahr lang verzichten: Alkohol, Internet, Orgasmus?

37 — Wie möchten Sie sterben?

**Mikael Krogerus**, 1976 in Stockholm geboren, ist freier Journalist. Er hat in Berlin und Dänemark Politwissenschaften studiert und ist zusammen mit Roman Tschäppeler Autor der Bestseller «Fragebuch», «50 Erfolgsmodelle» und «Die Welt erklärt in drei Strichen» (Verlag Kein & Aber).

WAS UNS BLEIBT

# Die letzte Rechnung

Wie viel bleibt den Schweizerinnen und Schweizern im Portemonnaie nach den grossen und den kleinen Ausgaben des Lebens? Vermögen, Erbschaften und frei verfügbares Einkommen in einer Übersicht. *Von Andrea Schnell*

## WAS AM ENDE DES LEBENS BLEIBT

Vermögen stiftet keinen Nutzen, es dient lediglich der Glättung des Konsums über den Lebenszyklus – so formulierte es der Ökonom Franco Modigliani (1918–2003). Er wurde für seine Schrift zur Lebenszyklushypothese 1985 mit dem Nobelpreis ausgezeichnet. Seine Theorie besagt, dass ein Mensch während seines Erwerbslebens ein Vermögen anspart, das er im Alter konsumieren und bis zu seinem Todeszeitpunkt – der in der Modellrechnung im Voraus bekannt ist – komplett aufbrauchen wird. Im richtigen Leben wissen wir aber erstens nicht, wann wir sterben, und zweitens werden Vermögen vererbt. Beides widerspricht also Modiglianis Theorie.

**450 000 Fr.**

Durchschnittlich vererbte Summe (pro Erblasser). Durchschnittlich erhaltene Erbsumme (pro Erbe): 180 000 Franken.

In der Schweiz werden jährlich rund 30 Milliarden Franken vererbt («Erben in der Schweiz», 2005). Im Jahr 2000 lag die durchschnittlich vererbte Summe pro Erblasser bei 450 000 Franken, ohne Berücksichtigung der rund 25%, welche vermögenslos sterben. Die durchschnittliche Erbsumme betrug 180 000 Franken – ein Drittel der Bevölkerung kommt allerdings nie in den Genuss einer Erbschaft. Es zeigt sich, dass Erben ein höchst uneinheitliches Phänomen ist: 45% der Erbenden erhalten 98% der gesamten Erbsummen. Damit sind Erbschaften insgesamt

ähnlich ungleich verteilt wie die Vermögen. Erben verstärkt also die Vermögenskonzentration – wer hat, dem wird gegeben.

Gemäss der aktuellen Steuerstatistik des Bundes haben in der Schweiz 10 500 Personen ein Reinvermögen von mehr als 10 Millionen Franken. Sie machen weniger als 0,5% der Vermögenssteuerpflichtigen aus, besitzen jedoch 26% der gesamten privaten Vermögen. Die «300 Reichsten» gemäss «Bilanz»-Liste verfügen über ein geschätztes Vermögen von 564 Milliarden Franken, also beinahe das Schweizer Bruttoinlandprodukt eines Jahres.

Der Global Wealth Report 2013 der Credit Suisse ermöglicht einen internationalen Vergleich der Vermögenskonzentration. Demnach sind die Vermögen in der Schweiz etwa ähnlich ungleich verteilt wie in Schweden und damit ungleicher als etwa in Deutschland oder Frankreich, jedoch gleichmässiger als in den USA. Die Vermögenskonzentration und das Durchschnittsvermögen variieren auch zwischen den Kantonen. Das durchschnittliche Reinvermögen pro Steuerpflichtigen beträgt in der Schweiz knapp 300 000 Franken. Die Kantone mit den höchsten Durchschnittsvermögen sind Nidwalden und Schwyz mit über 870 000 Franken, die Schlüsslichter bilden Jura und Solothurn mit 120 000 Franken. Innerhalb der Kantone sind die Vermögen in Basel-Stadt und Genf am ungleichmässigsten verteilt. Am gleichmässigsten auf die Bevölkerung verteilt sind die Vermögen im Kanton Uri.

## Rentner vergrössern Vermögen

Drei Viertel der Vermögen werden innerhalb des engsten Familienkreises, also an Kinder und Ehepartner, vererbt. Rund 60% der gesamten Erbsummen gehen an die Kinder. Lediglich 10% der Erbschaften bekommen Nichtverwandte oder Organisationen. Mit der steigenden Lebenserwartung der Bevölkerung hat sich das Alter der Erbenden erhöht. Lediglich ein Viertel des geerbten Vermögens geht an

Erben unter 50 Jahren. Dieser Anteil wird sich noch weiter verkleinern. Der bedeutendste Teil der Erbschaften geht an 50- bis 64-Jährige. Mit dem höheren Alter der Erben hat sich auch der Verwendungszweck des Erbes gewandelt. Die Existenzgründung sowie die Familienplanung sind in der Regel abgeschlossen. Das Erbe addiert sich also zum bereits selbst ersparten Vermögen. So besitzen die über 65-Jährigen im Kanton Zürich im Mittel ein steuerbares Vermögen von 950 000 Franken (siehe Grafik). Entgegen der volkswirtschaftlichen Theorie von Franco Modigliani zehren Rentner im Ruhestand folglich nicht von ihrem Vermögen, sondern vergrössern dieses sogar. Am häufigsten vererbt wird Bargeld oder Vermögen in Form von Bankguthaben. Liegenschaften machen einen Drittelf der gesamten Erbschaftssummen aus.

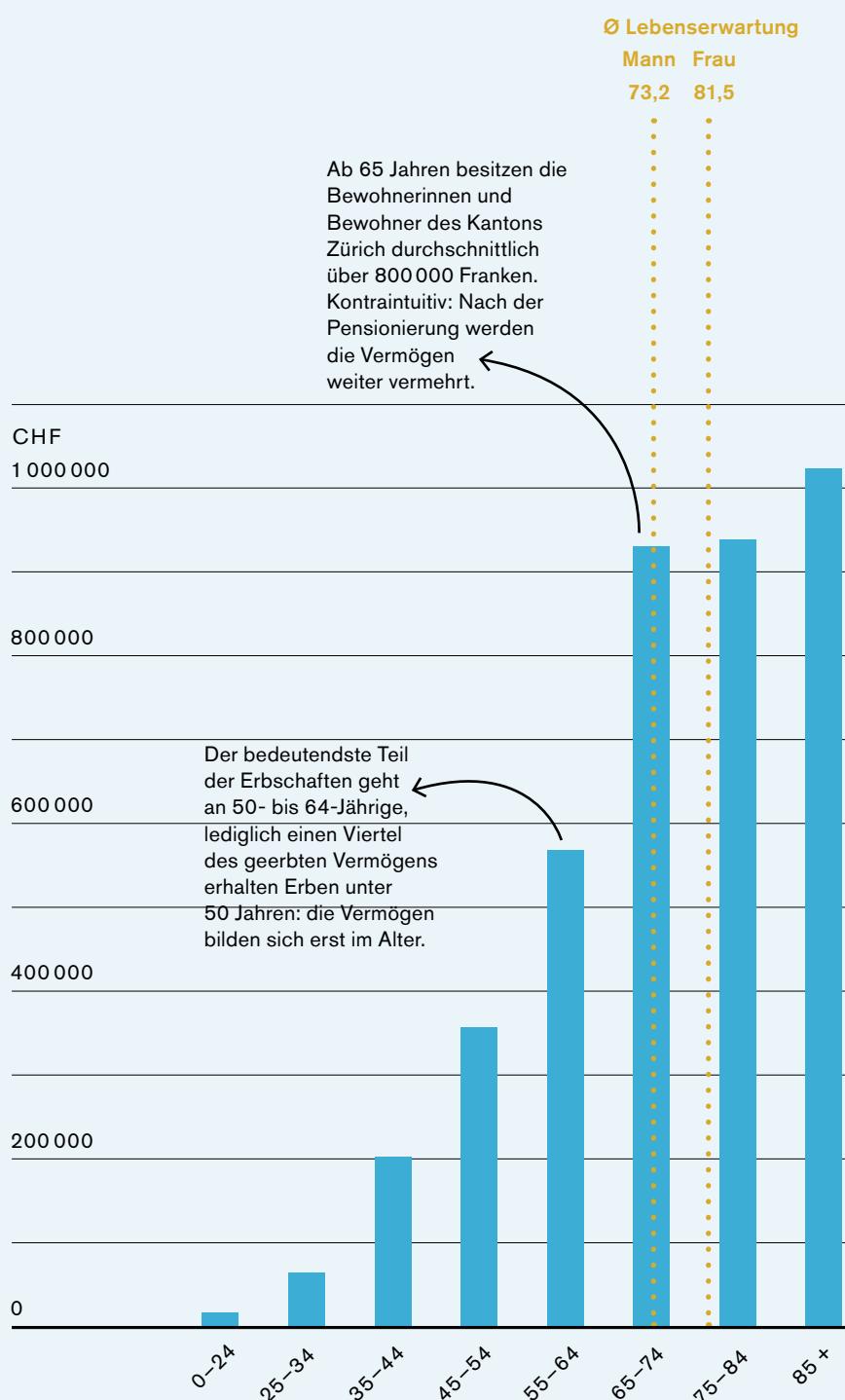
## Umstrittene Erbschaftssteuer

Im Gegensatz zu vielen anderen europäischen Ländern kennt die Schweiz keine nationale Erbschaftssteuer. Das Erheben von Erbschafts- und Schenkungssteuern liegt in der Zuständigkeit der Kantone, wobei die Höhe der Steuern stark variiert. Keinerlei Erbschafts- und Schenkungssteuern erhebt einzigt der Kanton Schwyz.

**45%**

Knapp die Hälfte der Erbenden erhält 98% der gesamten Erbsummen. Erben verstärkt also die Vermögenskonzentration – wer hat, dem wird gegeben.

## Später Reichtum Vermögen nach Alter (Kanton Zürich)



Quelle: Bundessteuerstatistik, Statistisches Amt des Kantons Zürich

In den andern Kantonen sind der überlebende Ehegatte und teilweise die direkten Nachkommen steuerbefreit. Die Einnahmen durch Erbschafts- und Schenkungssteuern beliefen sich im Jahr 2011 auf 862 Millionen Franken oder 1,3% der gesamten Fiskaleinnahmen der Kantone und Gemeinden.

Die im März 2013 zustande gekommene Initiative zur «Erbschaftssteuerreform» verlangt die Einführung einer nationalen Erbschaftssteuer und die Abschaffung der kantonalen Regelungen. Als Ersatz würden die Kantone einen Dritt der Einnahmen erhalten, während zwei Dritt dem Ausgleichsfonds der AHV zugewiesen würden. Die Initianten fordern einen Steuersatz von 20% und einen einmaligen Freibetrag von 2 Millionen Franken pro Erbschaft; gänzlich von der Steuer befreit wären lediglich die Ehegatten. Aus ökonomischer Sicht hat eine Erbschaftssteuer den Vorteil, dass sie kaum marktwirtschaftliche Verzerrungen hervorruft und als Umverteilungsmechanismus relativ ergiebig ist. Andererseits hat eine solche Steuer zahlreiche unerwünschte Nebenwirkungen wie die Doppelbesteuerung von Vermögen und Erbschaft, die Gefährdung von Unternehmensnachfolgen oder die Umgehbarkeit mittels Schenkungen zu Lebzeiten. Je nach politischer Sichtweise überwiegen deshalb die Vor- oder Nachteile einer Erbschaftssteuer.

**WAS AM ENDE DES MONATS BLEIBT**  
 Wie viel Geld Schweizerinnen und Schweizer vererben, ist im alltäglichen Leben wohl weniger relevant als die Frage: Was bleibt Ende Monat im Portemonnaie? Je nach Wohnort variiert die Antwort stark, viele Haushalte könnten ihr Budget mit einem Umzug optimieren. Schon in naher Umgebung sind teilweise beträchtliche Einsparungen möglich. Neben Unterschieden in der Steuerbelastung wird das frei verfügbare Einkommen >

durch weitere Faktoren bestimmt: Die Höhe von Wohnkosten, Krankenversicherungsprämien, Familienzulagen oder Mobilitätsausgaben ergibt in der Summe erhebliche Differenzen zwischen den Wohnorten (siehe Grafik unten). Für Mit-

telstandshaushalte sind Wohnkosten und Krankenkassenprämien entscheidend, die Bedeutung der Steuerbelastung steigt mit dem Einkommen. Das frei verfügbare Einkommen stellt den Betrag dar, der einem Haushalt nach Abzug sämtlicher

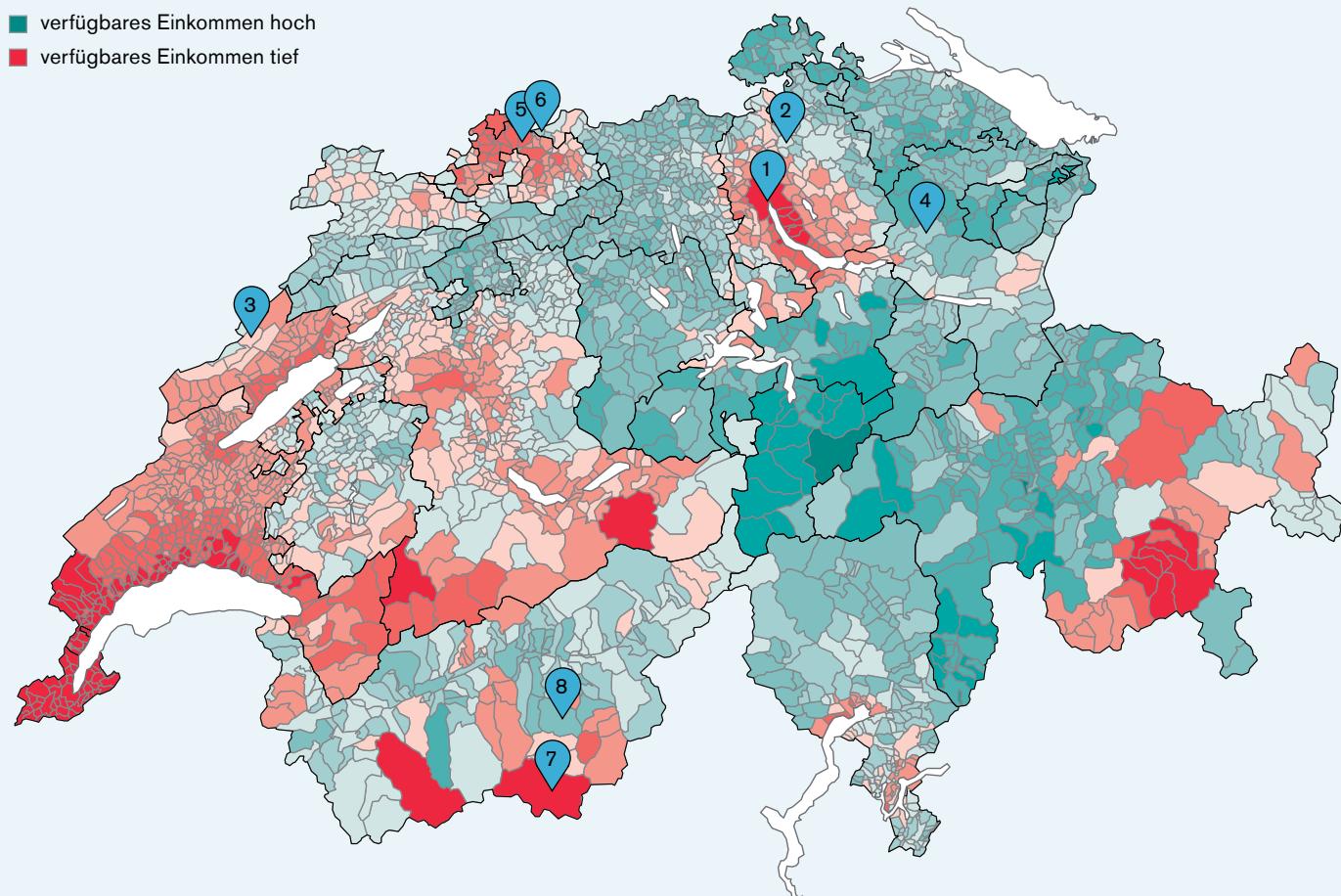
Zwangsabgaben und Fixkosten zur Verfügung steht. □

**Andrea Schnell** arbeitet beim Economic Research der Credit Suisse.

## Wo lebt es sich am günstigsten? Frei verfügbares Einkommen nach Gemeinden

Unter Berücksichtigung der Pendelkosten ins nächstgelegene Zentrum, alle Angaben in Schweizer Franken

- verfügbares Einkommen hoch
- verfügbares Einkommen tief



### Zentren vs. Agglomeration

Das Leben in der Stadt ist teurer als in der Agglomeration. Der Grund sind insbesondere die höheren Wohnkosten, also Mieten und Immobilienpreise (Beispiel: monatliche Wohnkosten in der **Stadt Zürich** 1 6600, vgl. in **Embrach ZH** 3 3500). Die Krankenkassenprämien sind in den Zentren aufgrund der höheren Dichte an Spezialärzten ebenfalls überdurchschnittlich hoch (780 in Zürich gegenüber 640 in Embrach).

### Westschweiz vs. Deutschschweiz

In der Westschweiz sind die Fixkosten und obligatorischen Abgaben höher als in der Deutschschweiz. Verantwortlich dafür sind die höhere Steuerbelastung (alle West-

schweizer Kantone liegen über dem Schweizer Mittel), aber auch die höheren Krankenkassenprämien (**Le Locle NE** 5 Steuern 3000, Krankenkassenprämien 820, vgl. **Wattwil SG** 4 Steuern 1900 und Krankenkassenprämien 560. Monatliche Differenz: 1360 Franken). Diese sind in der Westschweiz auch ausserhalb der Zentren überdurchschnittlich hoch. Ausnahmen bilden die Kantone Wallis und teils Freiburg.

### Kantongrenzen

Ein Grossteil der monatlichen Fixkosten sind abhängig von den Regelungen der Kantone, Steuern und Krankenkassenprämien sind je nachdem sehr verschieden. Ein Wohnortswchsel über die Kantongrenzen kann sich

also besonders lohnen. Beispiel für diese Fixkosten: **Pratteln BL** 5 Steuern 1900, Krankenkasse 760 – **Kaiseraugst AG** 6 Steuern 1500, Krankenkasse 600. Differenz Fixkosten: 560 Franken monatlich.

### Tourismus-Gemeinden

Die hohe (in- und ausländische) Nachfrage nach Ferienwohnungen in den Tourismus-Destinationen bewirkt einen Anstieg der Wohnkosten für die ansässige Bevölkerung. Beispiel: Wohnkosten in **Zermatt VS** 7 3800, vgl. in **St. Niklaus VS** 8 1500.

**Referenzhaushalt:** Familie mit 2 Kindern. Bruttoeinkommen 150'000, Vermögen 300'000, Einfamilienhaus mittlerer Standard.

Quelle: «Wohnen und Pendeln: Wo lebt sich's am günstigsten? Das verfügbare Einkommen in der Schweiz» ([www.credit-suisse.com/research](http://www.credit-suisse.com/research))

# ENTDECKEN SIE EINMALIGE OBJEKTE IM HERZEN DER SCHWEIZ.

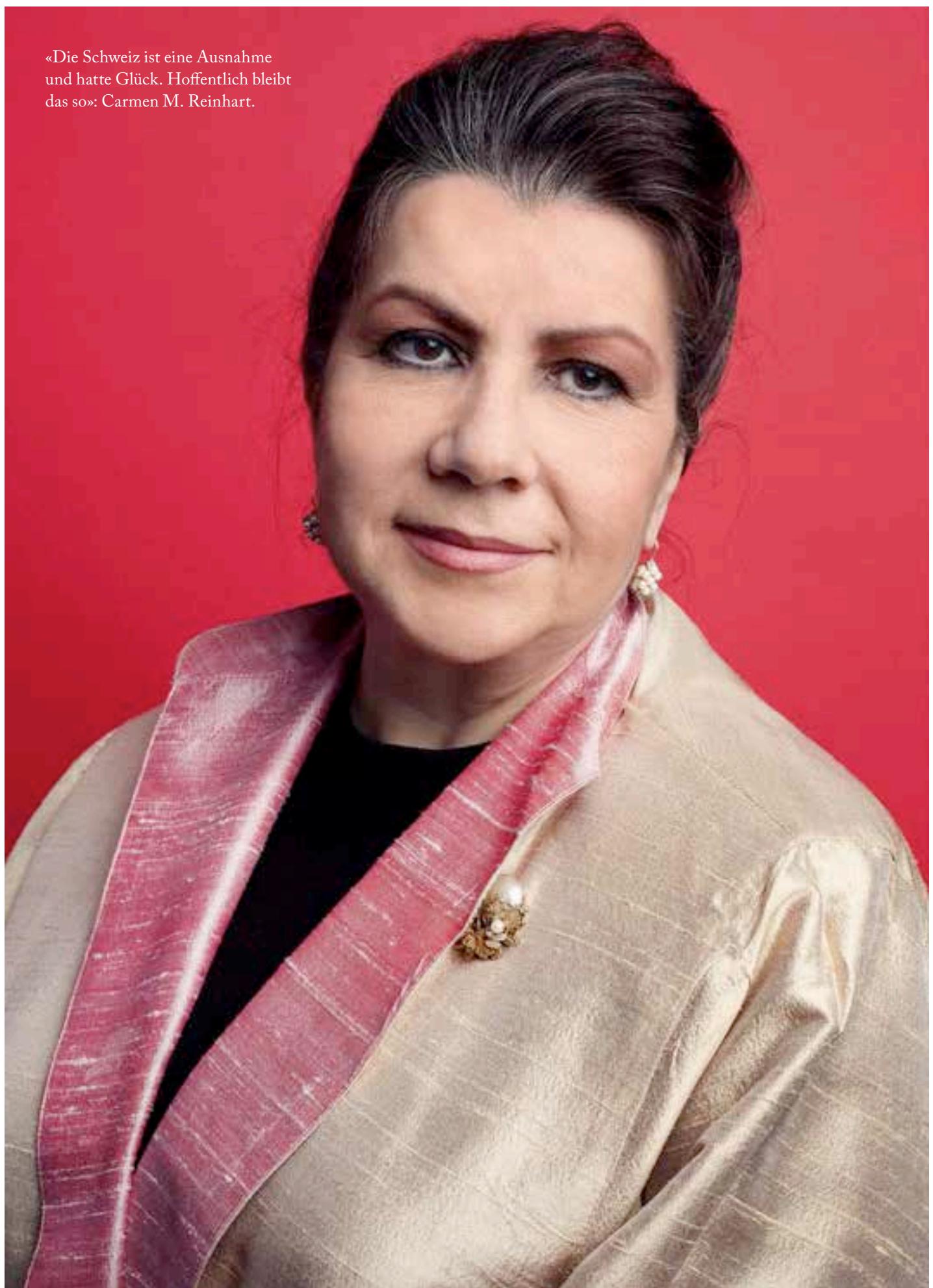
ARCHITECTURE  
INTERIORS  
LANDSCAPING  
CONSTRUCTION  
INVESTMENT  
REAL ESTATE  
FURNITURE-  
COLLECTIONS



SimmenGroup  
Chaltenbodenstrasse 16 / CH-8834 Schindellegi  
T +41 44 728 90 20 / [www.simmengroup.ch](http://www.simmengroup.ch)

simmengroup<sup>..</sup>  
space for life

«Die Schweiz ist eine Ausnahme und hatte Glück. Hoffentlich bleibt das so»: Carmen M. Reinhart.



WIE ES NACH DER FINANZKRISE WEITERGEHT

# «Die Umstände mögen ändern, die menschliche Natur tut es nicht»

Carmen M. Reinhart erforscht seit Jahrzehnten Finanzkrisen und das Wesen des Menschen. Fazit der meistzitierten Ökonomin der Welt: Wir vergessen zu schnell und wiederholen unsere Fehler. Warum das so ist und warum sie trotz Angst vor Schulden selber eine Hypothek hält, erklärt Reinhart hier. *Interview: Simon Brunner*

*Miss Reinhart, zusammen mit dem Ökonomen Kenneth S. Rogoff schrieben Sie den Bestseller «Dieses Mal ist alles anders: Acht Jahrhunderte Finanzkrisen». Sind wir Menschen wirklich dazu verdammt, immer wieder zu scheitern und von vorne zu beginnen?*

Meine Antwort ist fatalistisch: Ja. Finanzkrisen gab es zu verschiedenen Zeitpunkten, an verschiedenen Orten, in verschiedenen Regierungssystemen und Kulturen. Die Umstände mögen ändern, die menschliche Natur tut es nicht.

*Was ist unser grösster Makel?*

Unsere Erinnerung verblasst: Nach einer Krise werden zwar meist Vorsichtsmassnahmen getroffen. Doch dann werden sie umgangen oder man denkt, sie seien nicht mehr nötig. Die Essenz des «Dieses Mal ist alles anders»-Syndroms liegt in der Annahme, Krisen beträfen nur andere. Oder sie beträfen nur die Vergangenheit und heute seien wir schlauer.

---

**Carmen M. Reinhart**, 58, ist seit 2007 die meistzitierte Ökonomin der Welt (Quelle: RePEc-Datenbank). Reinhart lehrt Internationale Finanzsysteme in Harvard, zuvor arbeitete die gebürtige Kubanerin für die Investmentbank Bear Stearns und den Internationalen Währungsfonds. Sie ist mit dem Ökonomen Vincent R. Reinhart (US-Chefökonom bei Morgan Stanley) verheiratet, zusammen haben sie einen Sohn. Reinhart und ihr Mann lernten sich während des Studiums an der Columbia University kennen. Beide waren Linkshänder und sassen darum im Unterricht oft nebeneinander.

---

*Zwischen den Finanzkrisen gibt es grosse Unterschiede!*

Natürlich. Ein Muster jedoch wiederholt sich: Es gibt eine längere Periode, in welcher der Aufschwung durch Exzesse angefeuert wird, die oft durch Schulden finanziert sind. Außerdem wird ein bestimmter Markt gehypt. Das können Immobilien, Aktien, Staatsanleihen oder Rohstoffe sein.

*Und dann?*

Die Vermögen vermehren sich scheinbar endlos, Profite in diesen Märkten steigen und steigen. Man kann sich immer weiter verschulden und noch mehr investieren. Diese euphorischen Phasen sind ein altes Phänomen, es gibt sie seit Jahrhunderten. Doch Vertrauen ist ein unbeständiges und unsicheres Gut. Plötzlich ziehen sich die Darlehensgeber zurück, sei es wegen eines Gerüchts oder weil tatsächlich etwas passiert ist. Ist man stark fremdfinanziert, wird es schwierig. Die Krise beginnt.

*Einige Länder scheinen tatsächlich anders zu ticken: Die Schweiz etwa war noch nie zahlungsunfähig.*

Richtig. Die Schweiz hatte auch schon Probleme mit ihren Banken, aber keine **systemische Krise**. Ich könnte eine sehr oberflächliche Analyse abgeben und sagen, das Land sei klug reguliert und die Durchsetzung der Regeln funktioniere. Beides spielt sicher eine Rolle – doch ist die Schweiz darum vor grossen Krisen gefeit? Ich glaube nicht. Mein Argument: Praktisch überall auf der Welt gab es schon enorme Krisen, auch in den grossen Finanzzentren England oder USA. Die Schweiz ist eine grosse Ausnahme

und hatte auch Glück. Hoffentlich bleibt das so. Ist das sicher? Man weiss es nicht.

*Dank der Schuldenbremse hat die Schweiz eine institutionelle Instanz geschaffen, welche die Regierung davor bewahrt, zu viel Fremdkapital aufzunehmen.*

Schuldenbremsen sind gut – die EU hat in den **Maastricht-Kriterien** auch Vorschriften zur Schuldenhöhe –, aber man muss sich bewusst sein, dass viele Krisen nicht durch Staatsschulden entstanden sind. Und für nichtstaatliche Schulden gibt es keine Bremsen – das ist das Problem. Diese Schulden werden durch Krisen oft zu öffentlichen Schulden. Ich denke beispielsweise an Irland, Spanien und Island. Auch das ist eine alte Geschichte.

*Ein typisches Beispiel?*

Ich wurde stark vom Werk von **Carlos Federico Díaz-Alejandro** geprägt und seiner Arbeit zur Chilekrise 1982. In den Jahren vor der Krise erwirtschaftete die chilenische Regierung einen Überschuss. Aber die Banken türmten grosse Schulden auf, indem sie im Ausland aggressiv Geld ausliehen. Als die Banken in Schwierigkeiten gerieten, mussten sie vom Staat ganz oder teilweise übernommen werden. So kamen die Schulden zum Staat und das Land schlitterte in eine Krise mit hoher Arbeitslosigkeit und Rezession. Das ist typisch für Krisen, wie wir heute sehen: Die Schulden beginnen nicht beim Staat.

*Was können wir von Chile lernen?*

Nach schwierigen Jahren erholte sich das Land in den 1990er Jahren und erneut flossen die Kapitalströme ins Land. Die Banken konnten wieder relativ billig >

im Ausland Geld bekommen und im Heimmarkt mit hohen Zinssätzen ausleihen – ein attraktives Geschäft. Dieses Mal schritt die Regierung ein und regulierte den ausländischen Zufluss. Für einmal erinnerte man sich an die letzte Krise.

*Damit sich ein Land entwickeln kann, braucht es Innovationen. Diese bringen naturgemäß Spekulationsblasen und nicht erfüllte Erwartungen mit sich.*

Es ist sogar so, dass einige der grössten Krisen durch reale Innovationen hervorgerufen worden sind. Doch wie kann man Spekulationsblasen frühzeitig erkennen? Wie weiss man, wann die Marktaktivitäten den Zusammenhang mit den Fundamentalwerten verloren haben? Im Moment selber lässt sich die **Irrational Exuberance** empirisch fast nicht feststellen. Erst wenn etwas abgestürzt und verbrannt ist, lässt sich sagen, das war eine Blase – aber dann nützt es nicht mehr viel.

*Was kann man dann überhaupt tun? Gibt es keine Möglichkeit, Krisen zu vermeiden?*

Globales Kapital kann das Wachstum befeuern. Es kann aber auch zu sehr dramatischen Krisen führen. Die Frage, die Sie stellen, ist also: Was ist besser: geliebt zu haben und alles zu verlieren oder gar nie zu lieben? Sollte man so stark regulieren, dass man den Niedergang vermeidet, aber auch den möglichen Aufschwung abwürgt? Oder muss man periodische Krisen in Kauf nehmen?

*Und wie lautet Ihre Antwort?*

Ich fürchte, die simple Formel gibt es nicht. Die USA gehören zur Gruppe «Lieben und Verlieren». Die ruhigen Perioden waren lang und man gewann viel. Einige asiatische Tiger-Staaten gehören auch zu dieser Liebes-Gruppe: Die Asienkrise 1997/98 war zwar äusserst schmerhaft, doch die ausländischen Direktinvestitionen und die höhere Einbindung in die globale Wirtschaft haben einigen dieser Länder geholfen, sich längerfristig zu entwickeln. Umgekehrt gibt es Länder mit weniger steilen Wachstumsraten, dort kippt die Antwort wohl auf die andere Seite. Und es gibt Länder, in denen Krisen regelmässig vorkommen: Sie liberalisieren, sie kommen in Krisen, sie ziehen die Regulierung an, es geht wieder besser, es wird wieder liberalisiert – und schon kommt die nächste Krise. In diesen Ländern ist

## «Was ist besser: geliebt zu haben und alles zu verlieren oder gar nie zu lieben?»

man versucht zu sagen: Die Zyklen jagen sich so schnell, das kann nicht gut sein.

*Sie schauen in Ihren Arbeiten Schulden kritisch an. Sind Schulden nicht zentral für unser System?*

Schulden sind Teil eines funktionierenden Marktes. Und beileibe nicht jeder Kreditboom endet mit einer Krise. Aber beinahe jede Krise – und glauben Sie mir, ich kenne Krisen – hat mit einem Kreditboom begonnen. Es ist wie überall im Leben: Zu viel von etwas, auch wenn es gut ist, schadet. Was haben Sie in der Schweiz gemacht, als Unmengen Gelder in das Land flossen und der Franken über das Niveau stieg, das man als gesund empfand? Man band die Währung an den Euro. Die Schweiz würde nicht jede Aufwertung als problematisch bekämpfen, aber an diesem Punkt war sie ein Problem.

*Haben Sie selber eigentlich eine Hypothek?*

Ja. Wir sind vor kurzem nach Boston gezogen und haben jetzt wieder eine.

*Wie gehen Sie mit ihr um?*

Ich mache mir Sorgen um meine Schulden und bin extrem vorsichtig. Wir werden versuchen, die Hypothek frühzeitig zurückzubezahlen. Mein Rat: Denken Sie an wahrscheinliche Szenarien, wenn Sie eine Hypothek aufnehmen. Es wird schon keine Bombe auf Ihr Haus fallen. Aber ziehen Sie in Betracht, dass Ihr Einkommen stark abnehmen könnte und Sie die Zinsen nicht mehr problemlos bezahlen können. Wenn der Anteil an Fremdkapital hoch ist, steht natürlich die Frage im Raum, was Sie machen, wenn die Immobilie an Wert verliert und Sie Geld nachschissen müssen.

*Kommen wir zur aktuellen Weltlage. Wo stehen wir? Was bleibt von der Finanzkrise?*

Beginnen wir mit den Schwellenländern und blenden zurück auf 2007. Die meisten Schwellenländer sind schlank aufgestellt: Sie haben die Schulden gesenkt und

dramatisch von externen auf interne Schulden umgeschichtet als Antwort auf die unzähligen Krisen in den 15 Jahren zuvor: Mexiko 1994/95, Asien 1997/98, Russland 1998, Real-Krise in Brasilien 1999, Argentinien 2001 und so weiter. Also, im Jahr 2008 hatten viele Schwellenländer sehr wettbewerbsfähige Währungen und zum Teil sogar Leistungssüberschüsse. Dementsprechend überstanden sie den Sturm gut, so gut wie noch nie. In den 1930er Jahren war das noch ganz anders.

*Und dann?*

Jetzt kommt wieder die Irrational Exuberance: Wissen Sie, wie oft ich folgende Sätze gehört habe, am WEF in Davos und überall auf der Welt? «Schwellenländer sind der globale Wachstumsmotor!» «Die Schwellenländer haben endlich die Kurve gekriegt!» «Eine neue Ära beginnt!» Was man vergass: Es gab keine Innovation in diesen Ländern. Nichts war neu, ausser, dass sie zu Beginn der Krise gut aufgestellt waren.

*Dieses Mal ist es wirklich anders?*

Genau! Die Kapitalzuflüsse erreichen also wieder die Schwellenländer und das genau Gleiche passiert, von dem ich seit zwanzig Jahren schreibe. Man nimmt an, die Kapitalzufluss-Perioden seien normal und dauerten ewig. Es gibt zu viele Kreide und man gibt zu viel aus. Die Firmen setzen zu hohe Hebel an, verdienen viel und werden überbewertet. Währungen steigen, Länder verlieren an Wettbewerbsfähigkeit, die Leistungsbilanz verschlechtert sich, die Probleme beginnen.

*Ihre Prognose für die Schwellenländer ist negativ?*

Es geht hier nicht um Meinungen. Schauen Sie, wie diese **Capital Flow Bonanzas** normalerweise aufhören: mit Währungsabstürzen, Banken Krisen, Schulden- und Inflationsproblemen. Nach grossen Kapitalzuflüssen ist ein Land – statistisch gesehen – in den nächsten drei Jahren krisenanfälliger, als wenn es diese Zuflüsse nicht gegeben hätte. Mit wenigen Ausnahmen bin ich sehr zurückhaltend, was die Zukunft der Schwellenländer angeht.

*Wo steht der Westen Ende Jahr?*

Ich glaube, die Blutung wird in grossen Teilen der europäischen Peripherie gestillt sein. Gestillt – ich rede nicht von

Erholung. Schaut man die Länder an, die systemrelevante Banken Krisen hatten 2007/08, haben nur Deutschland und die USA das Pro-Kopf-Einkommen von vor der Krise erreicht. Frankreich, England, die Niederlande, Irland, Island, Portugal, Spanien, Italien, Griechenland sind noch nicht so weit. Der **Internationale Währungsfonds (IWF)** prognostiziert, dass viele dieser Länder das Pro-Kopf-Einkommen von vor der Krise auch 2018 nicht erreicht haben werden.

**Die Krise wird also dort zehn Jahre dauern?**  
Schlimm, nicht? Kenneth Rogoff und ich haben Anfang Jahr bei der American Economic Association eine kleine Studie präsentiert, wo wir die Zyklen von Krisen untersuchten. Systemische Krisen sind immer gravierend. Doch sogar bei diesen sind fünf bis sechs Jahre Rezession selten, und das haben wir heute, speziell im peripheren Europa.

**Was wird konkret passieren?**  
Wir werden viel Restrukturierung der Staatsschulden in Europa sehen, das wird sie stabilisieren. Doch der Abbau der Schulden wird sehr lange dauern.

Die USA sind da etwas voraus, vor allem, was die Privatschulden anbelangt. Es war ein grauvoller Prozess, bei dem viele Menschen ihr Haus verloren, aber er brachte die Schulden runter. In Europa hingegen sind die Schuldenanteile nicht sehr weit von ihren Höchstständen entfernt und Japan stösst gerade in unerforschtes Gebiet vor, so hoch sind dort die Schulden.

#### Wie steht es um die Welt?

Es fällt mir tatsächlich schwer zu sehen, wo in der entwickelten Welt ein pulsierendes Wachstum herkommen könnte. Und es fällt mir schwer zu glauben, dass die Schwellenländer keine Schwierigkeiten bekommen sollen in der nächsten Zukunft. Ich gebe kein sehr erfreuliches Bild der Welt. Das wird nicht ewig dauern, aber es braucht viel Zeit.

#### Sprechen wir über Lösungsansätze. Viele Industrienationen haben bereits begonnen, neue Regulierungen einzuführen.

Das ist gut, aber da geht es schon darum, die nächste Krise zu vermeiden.  
Ich mache mir noch Sorgen um die Verarbeitung der aktuellen Krise.

#### Nach Ihrer Analyse: Was ist der Königsweg, um Krisen zu bewältigen?

Es braucht Sparprogramme, damit die Schulden nicht weiter anwachsen, und man muss Schulden aktiv abbauen. Das kann durch Erhöhen der Steuern sein oder durch andere Mechanismen: **negative Zinssätze, Haircuts, Inflation** oder einen Mix an **finanzieller Repression**. Das alles sind Formen von Steuern, wo Schulden vom Schuldner zum Gläubiger transferiert werden.

#### Man könnte auch versuchen, das Wachstum zu stimulieren.

Wachstum kann man sich wünschen, aber historisch gesehen passiert es fast nie, dass man aus den Schulden sozusagen herauswächst.

#### Hört man Ihnen zu, muss man sich auch um die Vorsorge fürchten.

Ja, und wie. Dass die Bevölkerung in vielen Ländern immer älter wird, ist an sich ein grosses Problem. Wenn ich aber von den hohen öffentlichen Schuldenniveaus spreche, die viele entwickelte Staaten heute kennen, erwarte ich, dass man die Zinssätze so tief wie >

## Glossar

### Austerity (Deut.: Sparprogramme) –

Unter Ökonomen und Politikern gibt es zwei Meinungen, ob man Krisen mit Sparprogrammen oder mit Stimulus-Programmen begrenzen soll. Reinhart gehört zur ersten Gruppe, die zweite Gruppe argumentiert, der Staat müsse in Krisensituationen den Konsum ankurbeln, um über Wachstum aus der Krise zu kommen.

**Capital Flow Bonanza** – Begriff von Reinhart für Aufschwung-Phasen, in denen (zu) viel Kapital in ein Land fliesst («Capital Flow Bonanzas: An Encompassing View of the Past and Present», Reinhart und Reinhart, 2009).

**Carlos Federico Díaz-Alejandro (1937–1985)** – Kubanischer Ökonom, unterrichtete in Yale und an der Columbia University. Diente unter Präsident Reagan in der Kommission für Zentralamerika.

**Finanzielle Repression** – Staatliche Massnahmen zur Regulierung der Märkte, wobei Mittel von Privaten

zum Staat umgeleitet werden. Nach Reinhart gibt es verschiedene Umsetzungsmöglichkeiten, etwa Beschränkung der Zinssätze auf Staatsschulden («The Liquidation Of Government Debt», Reinhart und Sbrancia, 2011).

**Graciela Laura Kaminsky** – Wirtschaftsprofessorin an der George Washington University, verfasste mit Reinhart ihr meistzitiertes Paper («The Twin Crises: The Causes of Banking and Balance-of-Payments Problems», 1999).

**Haircut (Deut.: Schuldenschnitt oder -erlass)** – Vertrag zwischen Gläubiger und Schuldner, der zum (teilweisen) Erlass der Schulden führt. «Haircut» wird meist für öffentliche Finanzen verwendet.

**Inflation** – Geldentwertung kann als Steuer verstanden werden, denn Staatsschulden verlieren bei Inflation real an Wert und die Steuereinnahmen nehmen zu. Der Staat entschuldet sich so, ohne eigentliche Leistungen zu erbringen.

**Internationaler Währungsfond (IWF)** – Sonderorganisation der Uno. Der IWF fördert internationale Kooperation in Währungs- und Handelsangelegenheiten, vergibt aber auch Kredite an Länder. Diese Kredite sind an strenge Sparmaßauflagen geknüpft.

**Irrational Exuberance (Deut.: unvernünftiger Überschwang)** – Begriff von Alan Greenspan, dem ehemaligen Vorsitzenden der US-Notenbank. Irrational Exuberance bezeichnete die Euphorie der Investoren während des Dotcom-Booms der 90er Jahre, als Internet-Firmen stark überbewertet wurden.

**Kenneth S. Rogoff (\*1953)** – Amerikanischer Ökonom, Harvard-Professor und ehemaliger Chefökonom des Internationalen Währungsfonds. Co-Autor von «Dieses Mal ist alles anders» und von vielen Studien von Reinhart.

**Maastricht-Kriterien** – Im Vertrag von Maastricht (1992) wurde für EU-Mitgliedstaaten eine Schulden-

quote von unter 60 Prozent des Bruttoinlandprodukts festgesetzt.

### Mexikanische Schuldenkrise (1982) –

In den 1960er und 70er Jahren hatten viele lateinamerikanische Staaten grosse Summen geliehen, um die Industrialisierung voranzutreiben. U.a. wegen der Ölkrise und der steigenden Rohstoffpreise musste Mexiko den teilweisen Staatsbankrott und ein Zahlungsmoratorium für die Schulden bekanntgeben. Dies brachte das internationale Finanzsystem beinahe zum Erliegen.

**Negative Zinssätze** – Entstehen, wenn der Marktzins unterhalb der Inflationsrate liegt. Der Gläubiger verliert effektiv Geld an den Schuldner.

**Systemische Krise** – Finanzieller Zusammenbruch eines Marktteilnehmers, der auf andere Marktteilnehmer übergreift und den funktionellen Zusammenbruch wesentlicher Teilbereiche oder des gesamten Finanzsystems bewirkt.



«Der Schuldenabbau wird lange dauern. Die USA sind etwas voraus. Es war ein grauenvoller Prozess»  
(Häuser von enteigneten Immobilienbesitzern in Boston, 2008).



«Haben Länder Schwierigkeiten, Geld zu borgen, werden sie Sparmassnahmen umsetzen müssen. Das ist die Realität», sagt Ökonomin Reinhart (Bild: Proteste in Madrid, 2013).

möglich halten möchte – ähnlich wie nach dem Zweiten Weltkrieg. Schaut man sich an, wie sich die realen, inflationsbe-reinigten Zinssätze seit der Krise verändert haben, waren sie in etwa 50 Prozent der Fälle sogar negativ. Das wirkt sich auf die Renten aus: Diese sind oft in Staats-anleihen angelegt und verlieren an Wert.

**Zurück zum Schuldenabbau. Kenneth S. Rogoff und Sie gelten als Ideengeber für die aktuellen Sparprogramme, viele Staatspräsidenten berufen sich auf Sie.**  
Es wird behauptet, die Studie, die wir im Mai 2010 veröffentlichten, sei der Treiber

für die **Austerity**-Programme gewesen.  
Das ist eine Simplifizierung.

*Sie sprechen «Growth in a Time of Debt» an. Die Arbeit wies jedoch einen Rechenfehler auf, worauf eine grundsätzliche Debatte entbrannte über Sparprogramme.*

Ken und ich versuchten, eine Obergrenze für das Verhältnis Schulden zu Brutto-inlandprodukt empirisch nachzuweisen, doch uns unterlief ein «Excel»-Fehler. Dieser Fehler stellte unsere grundsätzliche Aussage aber nicht in Frage. Schauen Sie, als ich 1988 beim IWF anfing, hatte man noch nie von mir gehört und ich hatte

keine Studien veröffentlicht, abgesehen von meiner Dissertation. Ich besuchte das Jahresmeeting in Berlin, das Gebäude war verbarrikadiert. Der IWF setzte gerade in Schwellenländern strenge Sparmassnahmen ein, vor allem in Latein-amerika, das führte zu Protesten. Auch schon vor meiner Zeit, und bevor es den IWF gab, waren Zeiten von finanzieller Autarkie meist gleichbedeutend mit Sparmassnahmen. Meine Vorhersage lautet: Haben Länder Schwierigkeiten, Geld zu borgen, werden sie Sparmassnahmen umsetzen müssen, die schmerzvoll sind. Das ist keine Modeerscheinung, das ist die Realität.

*Krisen sind seit Jahrzehnten ihr grosses Forschungsgebiet. Warum eigentlich?*

Ich begann 1982 bei der Investmentbank Bear Stearns zu arbeiten, ich war noch ein halbes Kind. Die Wall Street faszinierte mich, außerdem hatte ich es satt, eine arme Studentin zu sein. Die **mexikanische Schuldenkrise** fiel in mein erstes Jahr, sie löste Panik aus in den Schwellenländern, aber auch bei amerikanischen Banken, die grosse Darlehen in Lateinamerika hatten. Das war eine faszinierende Erfahrung, sie hat mich und meine Forschung geprägt.

*Warum verließen Sie Bear Stearns?*

Die ersten Jahre waren faszinierend. Ich lernte unglaublich viel. Aber ich bin Forscherin, und an der Wall Street hatte ich immer nur Zeit, die Spitze des Eisbergs anzuschauen. Ich wollte tiefer gehen, darum wechselte ich zum IWF in die Forschungsabteilung. Später entschied ich mich für die universitäre Forschung. Es mag in letzter Zeit etwas Lärm um meine Studien gegeben haben, aber ich mache seit Jahren das Gleiche. Mein aktuell meistzitiertes Paper veröffentlichte ich mit der Ökonomin **Graciela Laura Kaminsky**, es handelt von Banken Krisen – und es erschien 1999.

*Mit all Ihrer Erfahrung: Wenn Sie ein Land von Grund auf entwerfen könnten, was würden Sie tun, damit es dort keine Krisen gäbe?*

Da muss ich Sie enttäuschen: Ob man einer Krise entkommt oder nicht, hat vor allem mit dem Gedächtnis zu tun. □

Das Interview wurde am 27. Januar 2014 geführt.

WIE INVESTIEREN?

# Das lohnt sich

Welche Anlage-Strategien haben sich langfristig bewährt? Anleihen und Aktien gehorchen ähnlichen Gesetzen, doch es gibt beträchtliche Unterschiede in den lokalen Märkten.

Von Anja Hochberg

Seit Jahrtausenden kaufen und verkaufen Individuen, Firmen und Staaten Finanzprodukte. Der Derivatehandel kann bis ins zweite Jahrtausend vor Christus zurückverfolgt werden und bereits Aristoteles beschreibt Marktmanipulation unter Verwendung von Derivaten auf die Kapazitäten von Olivenölpressen. Auch komplexere Produkte wie Forwards und Optionen sind alt, sie wurden in Amsterdam ab Ende des 16. Jahrhunderts gehandelt, massgeblich auf Tulpenzwiebeln.

Die ökonomische Theorie hinter dem Investieren ist simpel: Legt man sein Geld am Finanzmarkt an, stellt man es jemand anderem zur Verfügung. Für diesen temporären Verzicht wird man mit einer Rendite entschädigt. Je risikanter der Schuldner und je länger man sich von seinen Mitteln trennt, desto höher der Ertrag. Empirisch kann gezeigt werden, dass in normalen Wirtschafts- und Börsenzyklen genau dies der Fall ist. Schauen wir nun zwei der beliebtesten Anlageinstrumente an, Anleihen und Aktien.

Es gibt verschiedenste Formen von Anleihen, doch sie gehorchen (meistens) der beschriebenen Grundregel: Längere Laufzeiten zahlen einen höheren Zins als kurzfristige, und Anleihen aus unsicheren Weltregionen bezahlen einen höheren Zins als sichere. Zusätzlich wird der Ertrag eines verzinslichen Wertpapiers davon beeinflusst, ob es überhaupt einen Markt gibt. Leht man beispielsweise einer privaten Firma Geld aus, kann der Schulschein schlecht an einer Börse verkauft werden. Bedingt durch die Illiquidität des Instrumentes erhält man in diesem Fall eine Zusatzprämie.

## Jeder hat seinen Stil

Etwas weniger offensichtlich, aber auch beim Aktienkauf stellt man Kapital zur Verfügung. Der Aktienkäufer investiert es in ein Unternehmen, das ihn mit einer Dividende entlohnt (ausserdem kann der Kurs des Wertpapiers steigen).



Seit 114 Jahren reale Erträge von 7,4% pro Jahr: Aktienmarkt von Australien (Börse Sydney, 1968).

Bei Aktien gibt es natürlich grosse Unterschiede beim Risiko und bei der Rendite, sowohl im regionalen Vergleich (ähnlich wie bei den Obligationen) als auch im Investment-Stil: legt man eher in Gross- oder Kleinfirmen an? Soll man eher auf Aktien setzen, die sich in der Vergangenheit bewährt haben? Oder ist es besser, nach Unternehmen zu suchen, die noch wachsen könnten? Pflegt man einen aktiven Stil und pickt einzelne Titel heraus oder bevorzugt man einen passiven Stil und engagiert sich in Fonds, die ganze Industrien oder Länder abdecken? Die Antworten auf diese Fragen sind nicht eindeutig, sie variieren stark nach der Zeitperiode, Industrie und Geografie.

Das Research Institut der Credit Suisse hat in seinem jüngsten «Investment Return Jahrbuch» die Finanzmarktdaten der vergangenen 114 Jahre für 23 Länder analysiert, mit bemerkenswerten Erkenntnissen. Das vergangene Jahrhundert war geprägt von enormen politischen, ökonomischen und gesellschaftlichen Veränderungen. Neben zwei Weltkriegen fiel der «Eiserne Vorhang» und Asien begann zu

boomen. Das globale Wirtschaftssystem veränderte sich grundlegend. Lokale Aktienmärkte reagierten sehr unterschiedlich auf den Wandel: Während Australien (als zweitbeste Aktienmarkt im historischen Vergleich hinter Südafrika) seit 1900 einen realen Ertrag von durchschnittlich 7,4% pro Jahr erwirtschaftet, weist Österreich als schlechtester Aktienmarkt im selben Zeitraum einen mageren Ertrag von 0,7% realer Verdienst pro Jahr aus.

## Sonnenschein und Regen

Ein Blick auf die zeitliche Verteilung der Erträge zeigt weitere Unterschiede, die ein etwas optimistischeres Bild für Österreich geben: Australien konnte in der Zeit von 1964–2013 durchschnittlich höhere Erträge erzielen als in den vergangenen 13 Jahren. Der Renditetrend ist – auf hohem Niveau – eher fallend. In Österreich sieht die Situation umgekehrt aus: Dort sind die realen Erträge in den letzten 13 Jahren mit 4,6% höher als in der Durchschnittsperiode von 1964–2013 mit jährlichen realen Erträgen von 3%. Der Trend ist also positiv. Und die Schweiz? Sie liegt im vorderen Mittelfeld: Der hiesige Aktienmarkt hat seit 1900 einen durchschnittlichen realen Ertrag von 4,4% pro Jahr erwirtschaftet.

Fazit: Wer mit einem «100 Jahre plus»-Horizont investiert, kann sich problemlos an die ökonomische Theorie halten. Die meisten von uns müssen allerdings im Laufe ihres Lebens erst Kapital aufbauen (Sparen und Investieren), damit sie im Alter davon zehren können (Entsparen und Konsumieren). Je kürzer der Investitionsraum, umso wichtiger ist es, das Portfolio auszubalancieren. Man will vom Sonnenschein an den Finanzmärkten profitieren, aber auch einen Regenschirm gegen das Unwetter dabei haben – das geht nur mit einem ausgeklügelten Mix, der individuell angepasst ist. □

Anja Hochberg ist Anlagechefin Schweiz/Europa der Credit Suisse.

WIE WIR ZUSAMMENLEBEN WERDEN

# Herzlich willkommen in Toronto

Die grösste Stadt Kanadas ist fremdenfreundlich:  
Die jährlich über 100 000 Einwanderer werden offen  
empfangen, der Staat ist grosszügig und setzt wenige  
Grenzen. Funktioniert so das Modell einer globalen  
Wirtschaftsmetropole der Zukunft? *Von Don Gillmor*





Einwanderer ziehen neue Einwanderer an:  
Muslime am Dundas Yonge Square.

**D**ie 32-jährige Carolina Velez kam mit einem BWL-Abschluss aus Kolumbien nach Toronto. Weder in der Verwaltung noch im Marketing fand sie Arbeit. «Ich habe mich überall beworben und schliesslich einen Job als Rezeptionistin angenommen», sagt sie. Nach einigen weiteren Jobs gründete sie ihre eigene Firma Columbia Exotic, die Früchte aus Kolumbien importiert. Columbia Exotic importiert mittlerweile pro Woche rund fünf Tonnen Früchte wie gelbe Pitahaya oder Passionsfrüchte.

Velez kam auf der Suche nach einem besseren Leben nach Toronto. Davor hatte sie ihr Glück in Washington DC versucht, doch es war einfacher, sich in Toronto niederzulassen. Außerdem schätzt sie die multikulturelle Atmosphäre in der größten Stadt Kanadas. «Mir gefällt, dass wir alle aus verschiedenen Ländern kommen. Jeder Zweite ist hier ein Einwanderer – eine angenehme Situation. Da Englisch nicht bei allen die Muttersprache ist, sind die Leute tolerant. Und der Staat unterstützt die Einwanderer.» Carolina Velez brachte ihre Eltern gleich mit. Die Familie Velez ist eine von vielen, welche mit offenen Armen empfangen wurden.

In Kanada, einer Nation von Einwanderern, ist Toronto Spitzenreiter. 50 Prozent der 2,8 Millionen Einwohner wurden ausserhalb Kanadas geboren – im übrigen Land sind es 22 Prozent. Toronto ist eine multikulturelle Stadt, in der unzählige Sprachen gesprochen werden: unter anderem Italienisch (178 750), Kantonesisch (177 735), Pandschabi (164 855), Chinesisch (162 890), Tagalog (140 005), Spanisch (127 825), Urdu (124 110) oder Portugiesisch (110 905).

Gleichzeitig hat Toronto eine der niedrigsten Kriminalitätsraten aller kanadischen Grossstädte und liegt damit deutlich unter vergleichbaren US-Städten. 2013 wurden in Toronto 57 Menschen ermordet, während in Chicago, mit einer ähnlich grossen Bevölkerungszahl, 415 Mordfälle registriert wurden.

### Aga Khans Ode an Toronto

Wie die Einwanderin Carolina Velez ist auch der 78-jährige Aga Khan, das Oberhaupt von 20 Millionen Ismailiten in 25 Ländern, ein Fan von Toronto. Er ist einer der reichsten Männer der Welt, sein Vermögen wird auf mindestens zehn Milliarden Euro geschätzt. Khan hielt im Ja-

nuar eine Rede im kanadischen Parlament und war voll des Lobes über das Land, in dem Einwanderer ihre Kultur leben können und zugleich als Kanadier assimiliert werden. Er schwärzte von der Vielfalt Torontos und erklärte gar, die Stadt sei ein globales Vorbild: mit ihrer Hardware, den Institutionen, sowie mit ihrer Software, der kulturellen Atmosphäre. Die hat der Aga Khan selbst ein bisschen alimentiert – mit dem Global Centre for Pluralism in Ottawa und dem Ismaili Centre in Toronto.

Die Einwanderer haben es gut in Toronto. Staatliche Einrichtungen bieten ihnen auf allen Ebenen Hilfe an – beim Englischlernen, bei der Jobsuche oder bei der Firmengründung. Die Software ist das vertraute kulturelle Umfeld – Restaurants, Geschäfte, Kirchen und die Sprache des Herkunftslandes. Anders als in den USA, wo grosser Wert auf Assimilation gelegt wird, haben fremde Kulturen in Toronto durchaus ihren Platz. Der Integrationsprozess erfolgt organisch, locker und nicht als auferlegte Pflicht.

Diese Grosszügigkeit hat sich auch ökonomisch bezahlt gemacht. Richard Florida, Stadtsoziologe am Martin Prosperity Institute der Universität von Toronto und Autor der Studie «The Rise of the Creative Class», sagt: «Das kanadische Experiment einer offenen Einwanderungspolitik hat der wirtschaftlichen Entwicklung beträchtliche Impulse gegeben.» Firmen finden ohne Probleme mehrsprachige, gut ausgebildete Arbeitskräfte. Und die Immigranten mit ihren weltweiten Kontakten machen Toronto zu einem globalen Dreh- und Angelpunkt.

Clement Gignac, ehemaliger Wirtschaftsminister der Provinz Québec, sieht das ähnlich: «Alles spricht dafür, dass Einwanderung der Schlüssel zu Kanadas Wohlstand ist.» Das liegt nicht zuletzt daran, dass die meisten Einwanderer zwischen 20 und 44 Jahren alt sind, also der Altersgruppe angehören, die besonders stark auf dem Arbeitsmarkt gesucht wird.

### Der betrunkenen Bürgermeister

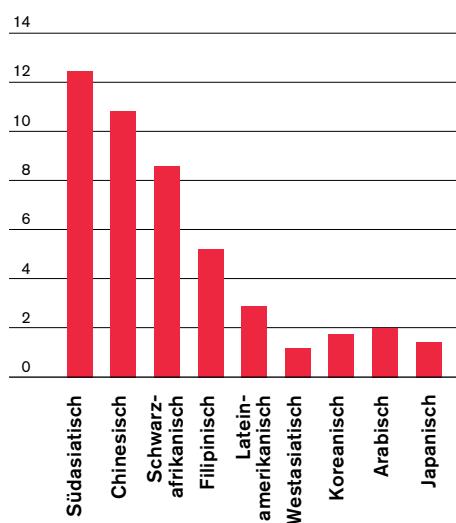
Toronto könnte beinahe paradiesisch sein, wäre nur die Regierung eine andere. Einheimische werden oft gefragt: Wie konnte der 45-jährige Rob Ford 2010 bloss Bürgermeister werden? Sie antworten: Viele seiner Wähler waren enttäuscht von seinem Vorgänger, einem Harvard-Juristen, der als elitär und abgehoben wahrgenommen wurde und keinen Bezug zu den einfachen >

### Toronto, Kanada



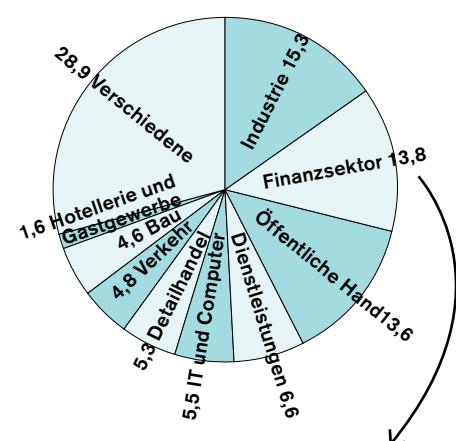
### Ethnien

Anteil der Minderheiten in Prozent der Gesamtbevölkerung



### Branchen-Mix

Anteil am BIP der Metropolregion Toronto, in Prozent

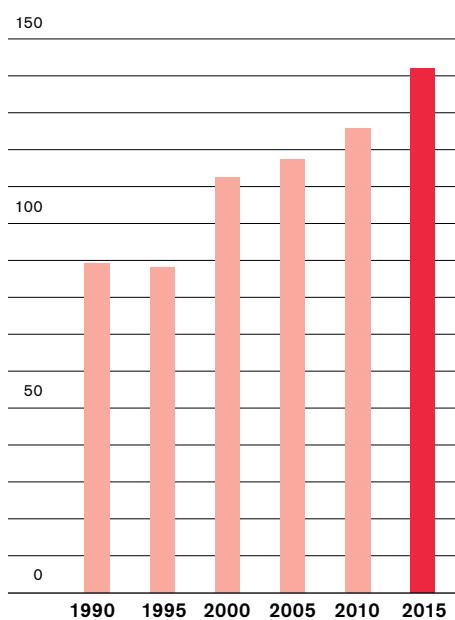


Der Finanzsektor hatte den grössten Anteil am BIP der Metropolregion Toronto im Jahr 2011.

BIP Metropolregion Toronto: 239 Mrd. CAD.

## Wachstum

Entwicklung des BIP der Stadt Toronto  
(in Mrd. CAD)



## Zu den Personen



**Carolina Velez,**  
Betriebswirtin aus  
Kolumbien und Chefin  
von Columbia Exotic

**Von der Rezeptionistin  
zur Unternehmerin:  
«Mir gefällt, dass wir  
alle aus verschiedenen  
Ländern kommen.  
Jeder Zweite ist hier ein  
Einwanderer – eine  
angenehme Situation.  
Da Englisch nicht bei  
allen die Muttersprache  
ist, sind die Leute  
tolerant.»**

Leuten hatte. Da ist der einfach gestrickte parteilose Ford anders. Er, der Millionär, gibt sich gerne als Mann der Strasse.

Er ist der personifizierte Skandal. Er gibt alkoholisiert damit an, wie er einen Konkurrenten fertigmachen werde. Er lässtert, abermals betrunken, in einem Restaurant in jamaikanisch gefärbtem Englisch über den Polizeipräsidenten von Toronto. Er konsumiert Drogen oder schlägt einen älteren Stadtrat zu Boden. Bürgermeister Ford hat Schlagzeilen gemacht und ist ein beliebtes Thema bei Kabarettisten.

Fords politische Karriere besteht hauptsächlich aus einem Versprechen: Steuern senken. Seine Kernwähler sind weisse Männer, die sich nach der guten alten Zeit sehnen. Einer Zeit, in der sie den Ton angaben, als es viele gutbezahlte Jobs gab, die Frau zu Hause blieb und die Toronto Maple Leafs die Eishockey-Meisterschaft in Serie gewannen. Eine Zeit, als das Autofahren noch Spass machte und keine zeitraubende Tortur war. Wenn gleich «Toronto, die Gute», wie man damals sagte, nicht für alle gut war. Das war Anfang der 60er Jahre.

## Als die Stadt öde und langweilig war

Damals präsentierte sich die Stadt sauber und effizient, aber etwas langweilig. Torontos «Güte» verblasste neben der Romantik von Paris, der Dekadenz von Berlin oder dem Swinging London. In den 60er Jahren hiess es, man verdiene in Toronto Geld und fahre nach Montreal, um es auszugeben und sich zu amüsieren. Oder, wie es der Schauspieler Peter Ustinov etwas später formulierte (und das war nicht als Kompliment gedacht): «Toronto ist New York in Schweizer Händen.»

Dass Toronto lebendiger wurde, ist auf seine wachsende Vielfalt zurückzuführen. Zu Beginn des 20. Jahrhunderts hatte Kanada Einwanderungsgesetze erlassen, um Arbeitskräfte anzuwerben, die die weiten, überwiegend unbewohnten Prärien besiedeln sollten. Erst 1952 wurde das Einwanderungsgesetz ergänzt, weil man auch urbane Immigranten ins Land holen wollte. Wer aus staatlicher Sicht aber nicht zur «kanadischen Gesellschaft» passte – was sich gewöhnlich auf Minderheiten bezog –, konnte noch immer abgelehnt werden. Für nichtweisse Einwanderer aus anderen Commonwealth-Nationen – Indien, Pakistan, Ceylon – wurde ein kleines, aber symbolisches Kontingent festgelegt.

Nachdem in den 50er Jahren die entsprechenden Beschränkungen aufgehoben worden waren, wanderten 300000 Italiener nach Kanada aus. Die Hälfte liess sich in Toronto nieder, verschaffte der Stadt viele Facharbeiter, eine lebendige Atmosphäre und anständigen Kaffee. Mitte der 60er Jahre kam eine Flut von Einwanderern nach Toronto – Griechen, Inder, Portugiesen, Chinesen und Immigranten aus der Karibik. Die letzten Beschränkungen wurden aufgehoben, und die soziale und religiöse Landschaft begann sich deutlich zu verändern.

1971 gab der damalige kanadische Premierminister Pierre Trudeau den Anstoß zu einer Politik des Multikulturalismus, die positiven Aspekte der Einwanderung wurden anerkannt und Kanada offiziell als multikulturelle Nation definiert.

## Sie kommen, um zu bleiben

Innerhalb von zehn Jahren wandelte Toronto sein Gesicht komplett. Little Italy wurde von einem Dutzend verschiedener ethnischer Gruppen kopiert. Ableger der Chinatown im Stadtzentrum etablierten sich im nördlichen Viertel Markham sowie an der Gerrard Street im East End. Ebenfalls an der Gerrard Street, weiter östlich, entstand Little India mit zahllosen indischen Restaurants und Läden. Inzwischen lassen sich indische Einwanderer jedoch eher in Brampton im Norden nieder, wo sie 36,7 Prozent der Bevölkerung ausmachen. Östlich der Greektown an der Danforth Avenue hat sich eine muslimische Community gebildet. Little Portugal liegt an der Dundas West, und die Tamilen zieht es nach St. James Town und Scarborough.

Je grösser die verschiedenen ethnischen Gruppen werden, desto eher fühlen sich ihre Angehörigen ermutigt, in der Stadt zu bleiben. Im griechischen Viertel kann man siebzigjährigen Griechinnen begegnen, die seit dreissig Jahren in Kanada leben und kein Wort Englisch sprechen. Sie haben nie außer Haus gearbeitet, und alles, was sie brauchten, gab es in griechischen Geschäften zu kaufen.

Manchmal zieht ein Viertel so viele Einwanderer an, dass die lokale Kultur Gefahr läuft, verdrängt zu werden. In Markham stellte die asiatische Community plötzlich die Mehrheit, was unter den

Lesen Sie weiter auf Seite 37

>



Toronto spricht viele Sprachen: in der Queen Street.



Die Vielfalt wächst: Vintageshop und Oldtimer-Vermietung in Kensington Market.

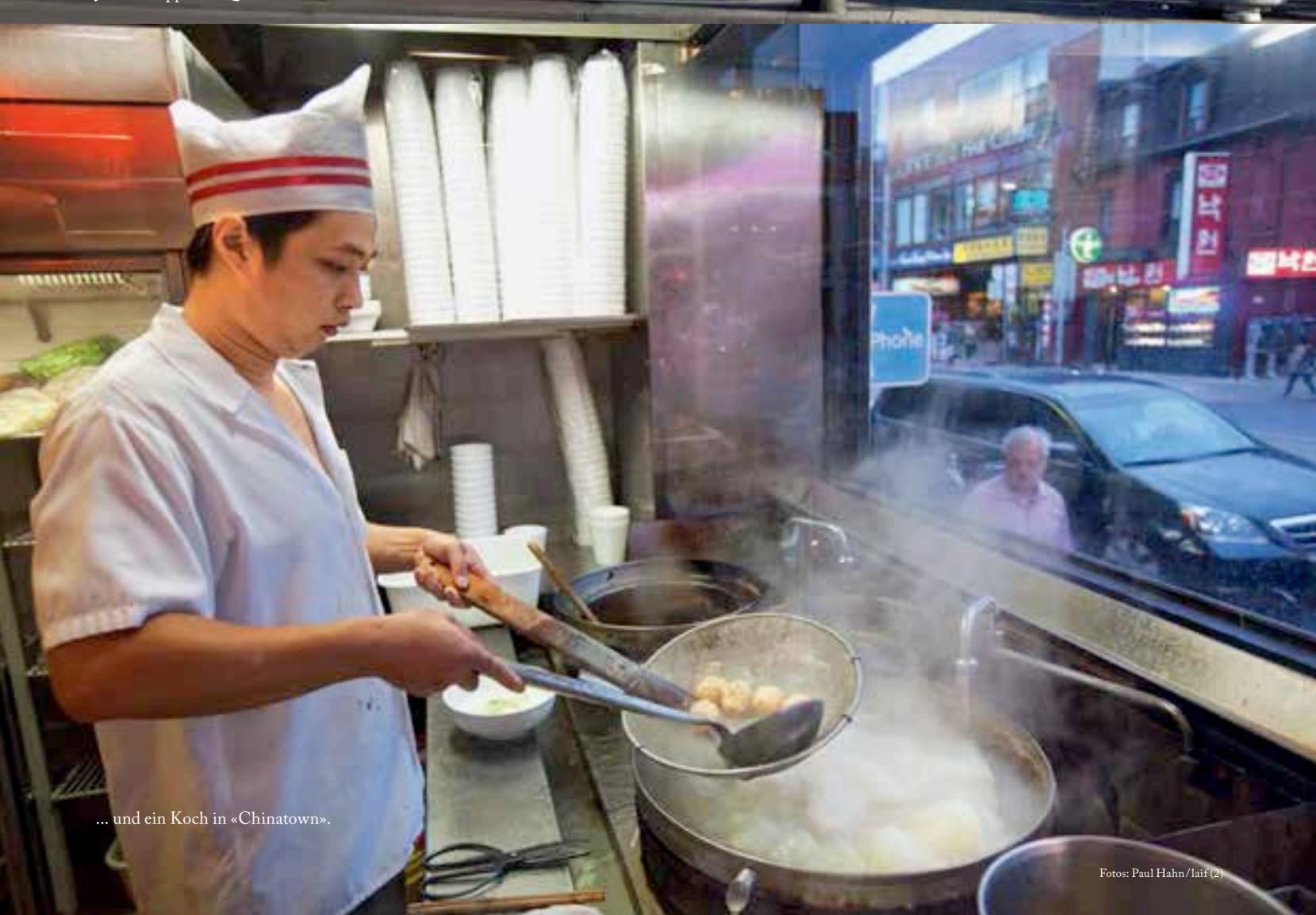


Ein komplett anderes Gesicht innert zehn Jahren: Skyline von Toronto mit Blick auf das Central Business District.





Jeder Gruppe ihr Quartier: Passanten in «Little India» ...



... und ein Koch in «Chinatown».

Einheimischen für Unmut sorgte. Ein Einkaufszentrum, in dem die Ware nur auf Chinesisch angeschrieben war, empörte manche nichtchinesischen Kunden. Auch unter toleranten Kanadiern gibt es die Angst, auf dem eigenen Boden marginalisiert zu werden. Doch im Unterschied zu anderen Ländern spielen fremdenfeindliche Parteien eine sehr untergeordnete Rolle in der Politik Kanadas und noch nie kam es zu Auseinandersetzungen wegen der Immigranten.

Im Gegenteil: Die Kanadier kommen den Einwanderern entgegen. So gab es einen Wandel in der Polizeiarbeit. Die Beamten werden besonders geschult, Angehörige von Minderheiten werden eingestellt. Die Schulen stehen trotz Budgetkürzungen vor der Aufgabe, nicht-englischsprachige Schüler aufzunehmen. Es gibt zwei Schulbehörden, eine für den anglophonen Sektor, dem sich die meisten Einwanderer zuwenden, die andere für den frankophonen Bereich, der Einwanderer aus Haiti, Vietnam und einigen afrikanischen Ländern anzieht. In Toronto leben etwa 32 000 ausländische Studenten – sie machen rund 21 Prozent aller kanadischen Studenten aus und bereichern die Wirtschaft um schätzungsweise 2,3 Milliarden Dollar. Die Hälfte dieser Studierten bleibt nach dem Examen in Toronto.

#### **Der Staat greift ein**

«Einwanderer sind ein riesiger Gewinn für Toronto», sagt Carol Wilding, Direktorin der Handelskammer von Toronto. «Ihre Präsenz wirkt sich unmittelbar auf die Wirtschaftskraft der Region aus. Doch wir müssen diese Menschen besser in den Arbeitsmarkt integrieren. Wir müssen Abschlüsse an ausländischen Universitäten schneller anerkennen und den Leuten die richtigen Jobs vermitteln. Auch die Unternehmer sind hier gefordert, nicht nur der Staat.»

Eine sinnvolle Nutzung dieses Arbeitskräftepools ist nicht einfach in einer Stadt, die jedes Jahr durchschnittlich 103 400 Einwanderer aufnimmt – Studenten und Arbeiter mit befristeten Aufenthaltsbewilligungen nicht mitgezählt. So gibt es denn indische Neurochirurgen, die Taxi fahren, chinesische Ingenieure, die Werbeflyers verteilen, und pakistanische Ärzte, die Burger braten.

Deshalb hat die Bundesregierung in diesem Jahr Änderungen des Staatsangehörigkeitsgesetzes beschlossen. Das neue

Gesetz, das ab 2015 gelten soll, sieht eine «Dating Site» vor, auf der der Staat zwischen jobsuchenden Einwanderern und Arbeitgebern, die bestimmte Fachkräfte suchen, vermittelt.

«Wir bewegen uns von einem passiven System hin zu einem aktiven System», sagt Einwanderungsminister Chris Alexander. «Früher haben wir jeden Einbürgerungsantrag einzeln bearbeitet. Nun streben wir ein System an, das vor allem Leute berücksichtigt, die im Land gebraucht werden.» In die Entscheidung, wer eine Aufenthaltserlaubnis erhält, sollen Arbeitgeber eingebunden werden.

Der Prozess wird straffer und übersichtlicher sein, aber auch teurer und länger. Wer einen Einbürgerungsantrag stellt, muss künftig in vier von sechs Jahren, die er sich in Kanada aufhielt, Steuern entrichtet haben – gegenwärtig sind es drei von vier. Es müssen bessere Sprachkenntnisse nachgewiesen werden – bei Bewerbern im Alter zwischen 14 und 64 Jahren werden sowohl Sprachkenntnisse als auch Allgemeinwissen geprüft.

Alles in allem wird der Erwerb der kanadischen Staatsangehörigkeit erschwert. Das neue Gesetz verleiht dem Einwanderungsminister weitgehende Kompetenzen, er kann die Staatsangehörigkeit einseitig vergeben oder aberkennen. Die neue Einwanderungspolitik der konservativen Regierung funktioniert also wie eine Firma, sie ist an der Nachfrage ausgerichtet – man sucht Einwanderer nach bestimmten Kriterien – und ist mit einer Prise Absolutismus angereichert.

#### **Wie Toronto hilft**

Auf der Webseite der kanadischen Regierung werden die einzelnen Kategorien – Facharbeiter, Akademiker, Unternehmer – mit den jeweiligen Anforderungsmerkmalen aufgelistet. In Toronto wollen sich viele Einwanderer selbstständig machen. Es gibt staatliche Hilfseinrichtungen für Einwanderer (das Ontario Self Employment Benefit Program, der Toronto Region Immigrant Employment Council u.a.) und universitäre Programme (das Bridging Program for Internationally Educated Professionals der York University). Es gibt außerdem private Stiftungen, wie die Maytree Foundation, die Immigranten unterstützen.

Trotz dieser erheblichen Ressourcen weist das System Lücken auf. Vor einigen Jahren stellte die Anwältin Marion >

#### *Zu den Personen*



**Binu George,**  
**Gründer von Translife**  
**Battery Solutions**  
**Canada Ltd.**

**Viele Einwanderer wollen sich selbstständig machen. Dafür gibt es staatliche Hilfseinrichtungen. George wuchs in Indien auf und ist studierter Ingenieur. Das von ihm in Kanada gegründete Unternehmen rezykliert Industriebatterien und beschäftigt heute zwei Mitarbeiter.**



**Carol Wilding,**  
**Präsidentin und CEO**  
**der Handelskammer**  
**der Region Toronto**

**«Wir überqueren täglich Grenzen – wenn wir zur Arbeit fahren, zum Einkaufen, in unserer Freizeit. Das öffentliche Verkehrsnetz reicht weit über die Stadtgrenzen hinaus. Noch einmal vier Jahre wird es mit Sicherheit nicht überstehen.»**

---

Zu den Personen



**Marion Annau,  
Anwältin und Initiantin  
einer kostenlosen  
Rechtsberatung**

Sie erfand ein sehr attraktives Angebot:  
«Unsere Einwanderer-Community ist gut ausgebildet, 50 Prozent haben einen höheren Abschluss. Die Leute sind voller Tatkraft, wissen aber nichts von den Vorschriften oder der Kultur hierzulande. Wir füllen diese Lücke.»



**Aga Khan, religiöser Führer der Ismailiten; einer der reichsten Männer der Welt**

Khan hielt im Januar eine Rede im kanadischen Parlament und war voll des Lobes über das Land, in dem Einwanderer ihre Kultur leben können und zugleich als Kanadier assimiliert werden. Er schwärmte von der Vielfalt Torontos und erklärte, die Stadt sei ein globales Vorbild.

Annau fest, dass es keine kostenlose Rechtsberatung für Immigranten gebe, die sich selbstständig machen wollten. Annau gründete daraufhin Connect Legal, die Firmengründer mit Anwälten zusammenbringt, die kostenlose Rechtsberatung anbieten. «Unsere Einwanderer-Community ist hochgebildet, fünfzig Prozent haben einen Studienabschluss», sagt Annau. Und: «Die Leute sind voller Tatkraft, wissen aber nichts von den Vorschriften oder der Kultur hierzulande. Wir füllen diese Lücke.»

Binu George ist einer von denen, die von Connect Legal profitiert haben. Er wuchs in Indien auf und machte dort seinen Universitätsabschluss als Ingenieur, arbeitete fünfzehn Jahre in Oman, ehe er nach Toronto kam. Nachdem er für eine Ingenieursfirma tätig gewesen war, gründete er die Firma, Translife Battery Solutions Canada Ltd., die Industriebatterien recycelt. Er beschäftigt inzwischen zwei Mitarbeiter. Connect Legal stellte den Kontakt zu einem Juristen her, der ihn unterstützte. «Er hat alle Verträge aufgesetzt», sagt Binu George, «und mich kostenlos beraten.»

**Nur gut oder exzellent?**

Damit Toronto bunt bleibt und die Zukunft rosig wird, muss sich die Politik ändern. Der Jahresbericht der Handelskammer zeigt, dass Toronto im internationalen Vergleich unter insgesamt dreizehn Städten in Sachen Lebensqualität, Kriminalität, Arbeitsmarkt und anderen Standortfaktoren an dritter Stelle rangiert. Trotzdem gibt es ungelöste Probleme. Die Infrastruktur der Stadt ist veraltet, der öffentliche Nahverkehr zu wenig ausgebaut und überlastet, die Wirtschaftsleistung hinkt den anderen Standortfaktoren hinterher. Die niedrige Produktivität führt nicht zuletzt daher, dass Torontoer mit 66 Minuten überdurchschnittlich viel Zeit im Berufsverkehr verbringen – knapp hinter dem Spitzenreiter New York.

«Die Region Toronto steht an einer Weggabelung», heißt es im Jahresbericht der Handelskammer. «Der eine Weg führt in Richtung ‹hinreichend gut›, der andere in die Richtung ‹exzellent›.» Dem Weg zur Exzellenz steht heute allerdings ein Vakuum in der politischen Führung entgegen. Es gibt mittlerweile Klagen über die kommunale Verwaltung, auf allen Ebenen.

Bürgermeister Rob Ford ist wie ein Vakuum, in dem Moral, staatsmännisches

Denken, politische Kreativität, Toleranz und Berechenbarkeit versunken sind.

In diesem Jahr finden kommunale Wahlen wie auch Provinzwahlen statt. «Zwei Wahlen in einem Jahr, das ist eine gute Gelegenheit», sagt Carol Wilding von der Handelskammer Toronto. «Denn viele Probleme in der Stadt sind im Grunde Probleme der ganzen Region. Wir überqueren täglich Grenzen – wenn wir zur Arbeit fahren, zum Einkaufen, in unserer Freizeit. Das öffentliche Verkehrsnetz reicht weit über die Stadtgrenzen hinaus. Noch einmal vier Jahre wird es mit Sicherheit nicht überstehen.»

Toronto ist multikulturell, aber ein bisschen schwerfällig, ein ökonomisches Kraftpaket, das im Verkehrsstaustein steckt. Toronto ist aber trotz seiner Schwächen ein globales Modell für Pluralismus, ein Zentrum für Kreativität und ökonomische Aktivität. □

**Don Gillmor** ist ein kanadischer Autor und Journalist. Neben anderen Büchern hat er einen Geschichtsroman über Kanada geschrieben («Kanata») und eine zweibändige Geschichte des Landes. Als Journalist arbeitet Gillmor für «Walrus», «Saturday Night» und «Toronto Life». Er gewann zehn «National Magazine Awards» und viele andere Auszeichnungen.

Aus dem Englischen von Matthias Fienbork



Alt und neu: ehemaliges und aktuelles Rathaus von Toronto am Nathan Phillips Square.

WWWER, WWWIE, WWWAS

# Die digitale Weltordnung

Das Internet, wie wir es kennen, gibt es seit etwas mehr als zwei Jahrzehnten – und schon dominiert es weite Bereiche unseres Lebens. Was bisher geschah.



**Nasdaq:** An der New Yorker Börse werden nicht nur Tech-Träume von Amazon bis Zynga wahr, sondern platzen auch Dotcom-Blasen: Zwischen 2000 und Ende 2002 verlor die Börse über zwei Drittel an Wert.



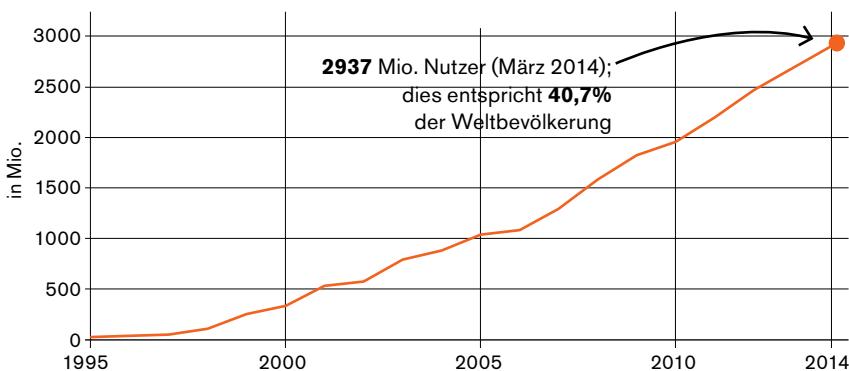
**Match.com:** Partnersuche ist einer der grossen Online-Märkte und setzt heute alleine in den USA mit 3900 Anbietern rund USD 2,1 Mrd. im Jahr um. Mindestens ähnlich gross ist der Markt für Online-Pornografie, allerdings sind die Zahlen dazu wenig verlässlich.



**Google:** Der Name ist zum Verb geworden, weil keine andere Firma das Sammeln und Auswerten von Informationen derart gut beherrscht, von der einfachen Suche bis zur tragbaren Netzbrille – diese zählt zu «Wearable Computing», das nächste grosse Ding im Internet?

	<b>Cern</b> Europäische Organisation für Kernforschung	<b>Yahoo</b> Verzeichnis	<b>match.com</b> Singlebörs	<b>PayPal</b> Bezahlssystem
<b>Arpanet</b> Forschungsprojekt	<b>NeXT</b> Computerhersteller	<b>Netscape</b> Browser	<b>Amazon</b> Versandhändler	<b>Google</b> Suchmaschine
	<b>Compuserve</b> Online-Dienst	<b>Pretty Good Privacy</b> Verschlüsselung	<b>Ebay</b> Internetauktionshaus	<b>Hotmail</b> E-Mail-Dienst
<b>VORGESCHICHTE</b>	<b>GEBURT</b>			<b>KOMMERZIELLE PHASE</b>
1969	1989/90	1991/92	1993/94	1995/96      1997/98      1999/2000

## NUTZERZAHLEN

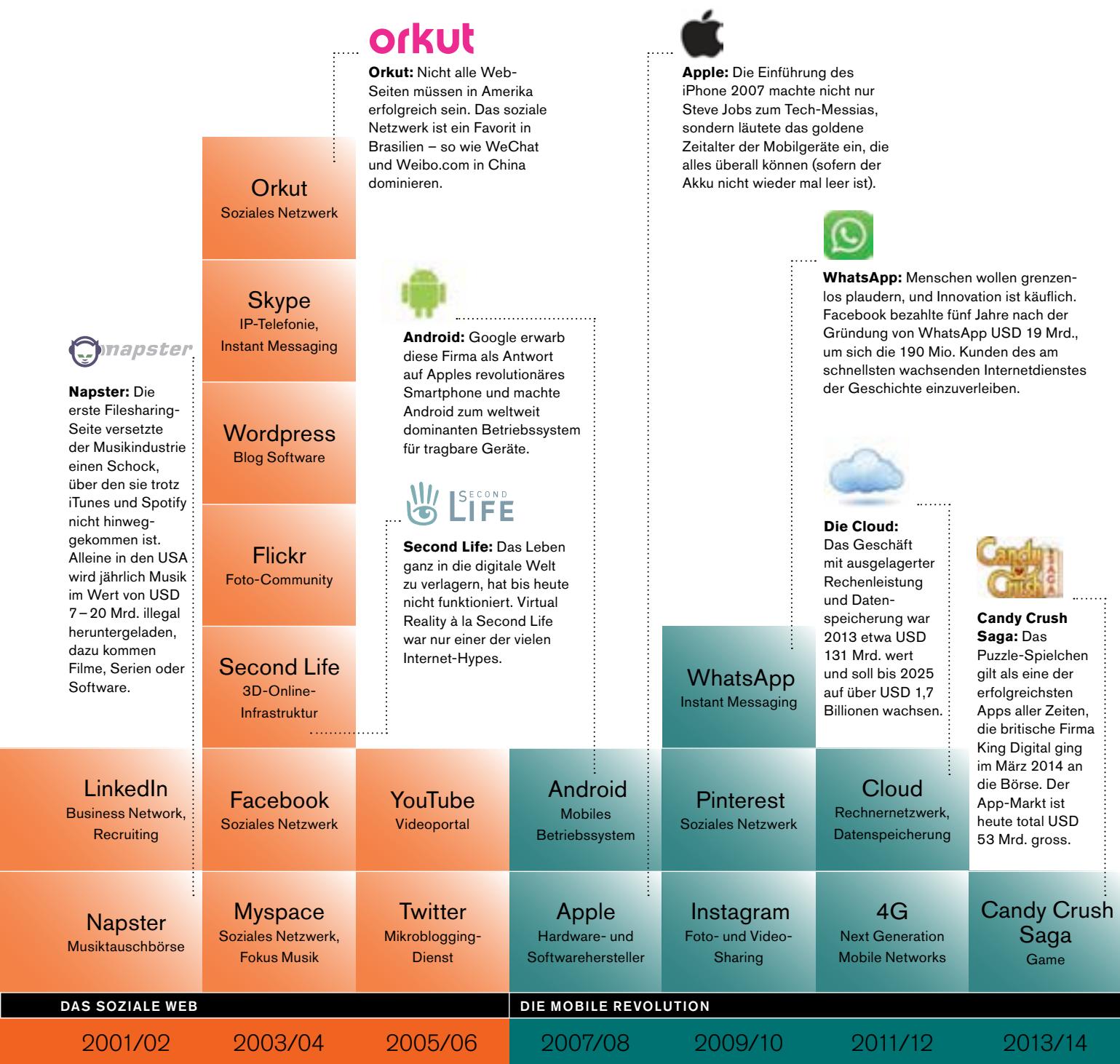


Quellen: IBISWorld Research, RIAA/Frontier Economics, nasdaq.com, Gartner, McKinsey, Spiegel, finanzen.de, visionmobile.com, Internet World Stats, Mercury News, Google Finance, Alexa.

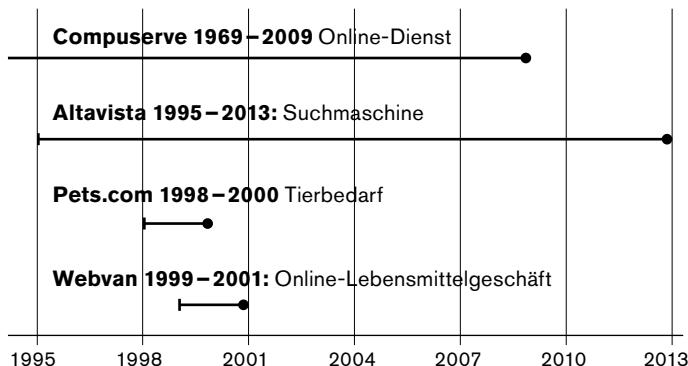
## DIE 10 MEISTBESUCHTEN WEBSITES

- |  |   |
|--|---|
| Weltweit: <ol style="list-style-type: none"> <li>1. Google.com</li> <li>2. Facebook.com</li> <li>3. Youtube.com</li> <li>4. Yahoo.com</li> <li>5. Baidu.com</li> <li>6. Wikipedia.org</li> <li>7. Qq.com</li> <li>8. Twitter.com</li> <li>9. Live.com</li> <li>10. LinkedIn.com</li> </ol> | Schweiz: <ol style="list-style-type: none"> <li>1. Google.ch</li> <li>2. Google.com</li> <li>3. Facebook.com</li> <li>4. Youtube.com</li> <li>5. Wikipedia.org</li> <li>6. Yahoo.com</li> <li>7. LinkedIn.com</li> <li>8. 20min.ch</li> <li>9. Blick.ch</li> <li>10. Twitter.com</li> </ol> |
|--|---|

Stand: April 2014



#### DIGITALER FRIEDHOF



#### KENNZAHLEN (IN USD)

	Börsenwert (Mrd.)	Kurse Ausgabetag	Aktuell	Tiefstwert	Höchstwert
<b>Google GOOG</b>	368.14	19.08.2004 <b>50.12</b>	<b>564.14</b>	03.09.2004 <b>49.95</b>	26.02.2014 <b>609.47</b>
<b>Facebook FB</b>	152.34	17.05.2012 <b>38.00</b>	<b>62.41</b>	04.09.2012 <b>17.73</b>	10.03.2014 <b>72.03</b>
<b>Amazon AMZN</b>	147.52	15.05.1997 <b>1.96</b>	<b>331.80</b>	22.05.1997 <b>1.39</b>	21.01.2014 <b>407.05</b>
<b>Yahoo YHOO</b>	33.56	12.04.1996 <b>1.38</b>	<b>34.87</b>	24.07.1996 <b>0.66</b>	03.01.2000 <b>118.75</b>
<b>Twitter TWTR</b>	24.21	07.11.2013 <b>44.90</b>	<b>42.49</b>	25.11.2013 <b>39.06</b>	26.12.2013 <b>73.31</b>
<b>LinkedIn LNKD</b>	20.42	19.05.2011 <b>94.25</b>	<b>176.18</b>	29.11.2011 <b>59.07</b>	11.09.2013 <b>256.14</b>

Anmerkungen: alles Tagesendkurse, Aktiensplits berücksichtigt (Amazon und Yahoo), aktuelle Kurse vom 09.04.2014

WIE MAN IM NETZ SPUREN VERWISCHT

# Digitale Müllentsorgung

Seine Vergangenheit im Internet zu löschen, ist schwierig und selten restlos erfolgreich. Eine neue Industrie ist entstanden, die sich um alte E-Mails, Kommentare und ganze Social-Media-Profile kümmert. Funktioniert das? Von Steffan Heuer



108,8 Milliarden E-Mails werden jeden Tag in der Geschäftswelt verschickt und mehr als zwei Millionen Suchabfragen bei Google eingetippt – pro Minute! In den gleichen 60 Sekunden werden 278 000 Kurznachrichten per Twitter verschickt, 1,8 Millionen Einträge bei Facebook ge-liked und 72 Stunden Video auf YouTube hochgeladen (siehe Kasten). Und diese Zahlen sind garantiert bereits veraltet.

Wer soll bei dieser Informationsflut noch mitkommen – geschweige denn die ganzen Dateien aufräumen oder löschen? Digitaler Müll ist zu einem der ungelösten Probleme des 21. Jahrhunderts geworden, denn seine Entsorgung, Endlagerung oder

Vernichtung wirft viele technische, rechtliche und gesellschaftliche Fragen auf.

Was der Einzelne löscht oder gelöscht zu haben glaubt, kann in vielen Datenbanken ein Eigenleben führen. An prominenten Beispielen herrscht kein Mangel. Etwa ein Rechtsstreit zwischen den Schauspielern Kevin Costner und Stephen Baldwin, bei dem Baldwins Anwälte mit einer Software längst gelöschte und ihrer Meinung nach belastende SMS-Nachrichten auf Costners Handy zutage förderten. Oder der Fall der britischen Polizeiberaterin für Jugendfragen, Paris Brown, die wegen Tweets zu Trinkgelagen und anderer privater Details ihren Job verlor.

Noch schwieriger wird die Säuberung digitaler Altlasten, wenn es um Einträge geht, die andere über einen hinterlassen – Bekannte auf sozialen Netzen oder Einträge in den Archiven kommerzieller Anbieter oder Behörden. Ungeklärt ist, wem diese «Erinnerungen» gehören, wer darauf zugreifen und sie kontrollieren kann.

## Für immer drin

«Vergessen ist für Menschen von zentraler Bedeutung. Wir entsorgen Erinnerungsmüll und tilgen, was für unser Handeln in der Gegenwart nicht mehr wichtig erscheint», sagt der Datenschutzexperte Viktor Mayer-Schönberger, der an der

Universität Oxford lehrt und in seinen Büchern «Delete» und «Big Data» das Thema gründlich untersucht hat.

Seine Spuren im Netz komplett zu löschen, sei auch für aufmerksame Bürger heute nicht mehr möglich, sagt Mayer-Schönberger, weil sie nicht kontrollieren können, was andere über sie weitergeben und verbreiten. Völlig aussichtslos ist es dennoch nicht, seine digitale Identität wenigstens in Ansätzen zu säubern und sich damit vor bösen Überraschungen zu schützen. Eine wachsende Palette von Diensten und Apps hilft dabei.

Die grundsätzlichen Regeln sind banal: Es ist einfacher, Einträge erst gar nicht hochzuladen oder zu teilen, als sie nachträglich ungeschehen zu machen. Das heißt konkret, die Anmeldung oder Teilnahme bei einem Dienst gründlich abzuwagen und sich bei jedem neuen Eintrag die Frage zu stellen, ob man diese Details dereinst wieder vorgehalten bekommen möchte. Ebenso wichtig ist es, sich mit den Privatsphäre-Einstellungen von Anbietern wie Facebook zu beschäftigen, ihre ständigen Änderungen zu beachten und Datenlecks von vornherein zu schließen. Wer dazu anonyme Suchmaschinen wie Startpage oder DuckDuckGo statt Google benutzt, hinterlässt wenig bis gar keine identifizierbaren Spuren bei der täglichen Suche – das zentrale Puzzleteilchen, um ein vermeintlich privates Leben zu rekonstruieren.

### Hilfe beim Löschen

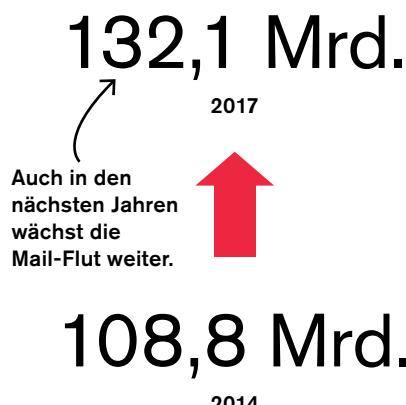
Die professionelle Säuberung oder Verwischung unerwünschter Daten im Netz übernehmen Dienste wie reputation.com. Sie überwachen, was über Personen oder Firmen gesagt wird, und können Einträge entfernen lassen oder sie mittels Suchmaschinenoptimierung (SEO) nach hinten schieben. Oft reicht das bereits, denn kaum ein Mensch klickt weiter als bis zu den ersten zwei bis drei Seiten der Suchergebnisse. (Suchalgorithmen, welche Menschen einsetzen, tun das allerdings schon.)

Wer sich aus den Registern grosser Datenmakler löschen lassen will, kann Firmen wie DeleteMe engagieren, die gegen eine Jahresgebühr bei Dutzenden Datenbanken vorstellig werden. Aber: «Sich aus dem Internet zu löschen, ist unrealistisch», sagt Rob Shavell, Chef von Abine, einem weiteren Dienst, der den Schutz der Privatsphäre im Netz verspricht. «Doch

### Binäre Altlasten

Jeder Tag wird mehr geposted, geliked, gemaitet – die digitale Datenmenge wächst und wächst. Doch das Allermeiste ist bereits wenige Sekunden nach Veröffentlichung ein Byte der Vergangenheit.

### Anzahl E-Mails pro Tag (geschäftlich)



Quelle: The Radicati Group

### ... in 60 Sekunden werden ...

- 14 neue Songs hinzugefügt (Spotify)
- 70 Neuregistrierungen (Web-Domains)
- 72 h Videomaterial (Youtube)
- 347 neue Blog Posts (Wordpress)
- 571 neu kreierte Websites
- 3600 Bilder pro Sekunde (Instagram)
- 11000 aktive User (Pinterest)
- 11000 Suchabfragen (LinkedIn)
- 15000 Musikdownloads (iTunes)
- 17000 Transaktionen (Walmart online)
- 20000 neue Fotos (Tumblr)
- 41000 Posts pro Sekunde (Facebook)
- 83000 Dollar für Verkäufe (Amazon)
- 104000 geteilte Fotos (Snapchat)
- 278000 Kurznachrichten (Twitter)
- 1,4 Mio. Minuten Telefonie (Skype)
- 1,8 Mio. Likes (Facebook)
- 2 Mio. Suchabfragen (Google)
- 20 Mio. Fotos angeschaut (Flickr)

Quelle: <http://blog.qmee.com>

man kann durchaus die Mehrheit seiner öffentlich gelisteten Informationen aus kommerziellen Diensten entfernen.» Eine Lösung für Twitter ist der kostenlose Dienst TwitWipe. Aber auch hier ist Löschen nicht gleich Löschen. Alte Einträge, die bereits über andere Dienste weiterverbreitet und archiviert wurden, sind von der Säuberungsaktion ausgenommen.

Ähnliches gilt für die elektronische Kommunikation. Seine Korrespondenz bei Plattformen wie LinkedIn oder Facebook zu löschen, betrifft nicht die Kopien, die beim Empfänger eingegangen sind. Wer verhindern möchte, dass Netzbetreiber und Dritte Daten und Metadaten aufbewahren und auswerten, sollte zumindest künftig keine Spuren hinterlassen. Snapchat ist eine von mehreren neuen Apps, die sich selbst zerstörende Nachrichten anbietet. Nur, auch dort sind Gespräche nicht permanent verschwunden, sondern lassen sich mit etwas Know-how wiederherstellen. Anwendungen wie ChatSecure, Wickr oder Silent Circle hingegen löschen Botschaften nach der Lektüre unwiderruflich.

### Es gibt kein Recht auf Vergessen

Während das Geschäft mit der Reinigung im Netz boomt, machen sich die Gesetzgeber Gedanken darüber, wie sie dem Einzelnen mehr Rechte einräumen können. So hat Kalifornien als einer der ersten Staaten den sogenannten «Revenge Porn» unter Strafe gestellt, also das Verbreiten übler Nachrede sexuellen Inhalts.

«Wir haben uns selbst in diese Zwickmühle gebracht, alles speichern und wieder hervorholen zu können», sagt die niederländische Forscherin Paulan Korenhof, die zum Thema «Löschen und Vergessen» promovierte. Ein «Recht auf Vergessen», wie es die EU Anfang Jahr verabschiedete, hält sie weder für nützlich noch für durchsetzbar. «Das ist wie mit Kanonen auf Spatzen zu schießen. Oft reicht es schon, Informationen schwerer zugänglich zu machen, um die Interessen aller zu wahren.» Weil das Internet zum Weltarchiv geworden ist, findet sich bei fast jedem Datensatz mindestens eine Partei, welche nicht die «Löschen»-Taste drücken will. Bis auf Weiteres ist deshalb Datensparsamkeit das beste Rezept. □

**Steffan Heuer** ist US-Korrespondent und Autor des Buches «Mich kriegt ihr nicht! Die wichtigsten Schritte zur digitalen Selbstverteidigung» (Murmann Verlag).

WIE DIE NÄCHSTE GENERATION EINKAUFT

# Alles, jederzeit, überall

Ein Schokoriegel hat über 20 Facebook-Seiten, Autos werden geteilt statt gekauft.

Selbstverwirklichung? Unbedingt! Sicherheit? Auch. Willkommen in der neuen Konsumwelt, in der wenig bleibt, wie es einmal war. *Von Anders Parment*

Wer zwischen 1980 und 2000 geboren wurde, gehört zur Generation Y, zu den sogenannten Millennials. Nach den Baby-Boomern (geboren nach dem 2. Weltkrieg) und der Generation X (geboren 1960–1980) sind es heute die am besten erforschten und anspruchsvollsten Konsumenten. Wer genau sind diese Yer und wie verändern sie die Welt des Einkaufens?

Materiell musste sich die Generation Y nie Sorgen machen. Der hohe Lebensstandard war meist gegeben; bis zur Finanzkrise erlebten die Yer die Wirtschaft ausschliesslich im boomenden Zustand. Die Löhne stiegen und die Preise fielen.

Die Yer sind geborene Konsumprofis, sie wurden früh angelernt: Drei von fünf Elternpaaren der Yer geben an, dass sie die Kinder bereits in jungen Jahren in Kaufentscheidungen miteinbezogen hätten. Sie konnten früh aus einem grossen Warenangebot auswählen, und dieses wuchs kontinuierlich an. Keine Generation hatte je so viele Einkaufsmöglichkeiten, sogar das Lebensmittelgeschäft im Quartier führt heute Wasabi-Nüsse, Fleisch vom irischen Hochlandrind und Handy-Abos. Und dann gibt es noch etwas, wovon die Eltern noch nicht einmal träumten: das Internet.

Besorgte Pädagogen mögen vor der immensen Auswahl warnen, die Yer selbst empfinden sie als Segen: Nur für drei Prozent von ihnen ist ein grosses Angebot Anlass für Unsicherheit oder Frustration. Die überwältigende Mehrheit sieht Vielfalt als erfreuliche Selbstverständlichkeit an.

Das Sortiment ist also grösser geworden – und es wurde hochgradig stratifiziert: Im kleinen Lebensmittelgeschäft finden sich Budget-, Bio-, Regional- und Premiumlinien. 84 Prozent der Yer geben an, dass sie je nach Situation Marken aus

verschiedensten Preiskategorien kaufen – es komme eben darauf an, was gerade am meisten Sinn mache. Die Yer sind in einer grossen, komplexen Markenwelt aufgewachsen, der Branded Society. Der Besitz eines bestimmten Labels ist Ausdruck eines Lifestyles und erfüllt einen Zweck. Konsum ist zentral für die Profilierung der eigenen Person.

Und für die Profilierung braucht es Lärm. Die Millennials wissen sich unmittelbar Gehör zu verschaffen, sie sind in einer Gesellschaft aufgewachsen, wo der Datenschutz wenig, «Teilen» aber viel bedeutet. Und damit ist nicht etwa Teilen im sozialen Sinn gemeint, sondern Mitteilen. Marken oder Produkte werden auf Facebook «geliked», positive und negative Erfahrungen mit Firmen werden getwittert und die Yer posten Bilder von Dingen, die sie mögen – und solchen, die sie nicht mögen, auf Instagram oder Pinterest. Und natürlich wird alles kommentiert, sowohl Kaufentscheide von Freunden als auch die Produktebesprechungen bei Amazon und anderen Internet-Händlern.

So weit zur Ausgangslage. Doch wie konsumieren die heute 14- bis 34-Jährigen tatsächlich? Studien und Befragungen der Stockholm Business School haben das Konsumverhalten der Generation Y in vier Kategorien erforscht. Untersucht wurde, wie sich das Kaufverhalten verändert hat, und welche Unterschiede es zwischen der Generation Y und den Baby-Boomern gibt.

## 1 — Artikel des täglichen Bedarfs (kurzlebige Konsumgüter)

Alltägliche Produkte wie Milch, Brot oder Zeitungen werden zusehends originell «verkauft» und sind über verschiedenste Kanäle erhältlich, um eine gute Marktdeckung sicherzustellen. Milch wird in der

Werbung zum «coolen Produkt» hochstilisiert und ein Schokoriegel wie «Snickers» hat über 20 Facebook-Seiten, für verschiedene lokale Zielgruppen, für Fans, für Wettbewerbe usw.

Brot ist 24 Stunden in Backshops frisch verfügbar. Man bestellt Lebensmittel jederzeit online und lässt sie sich vor die eigene Haustür liefern. Zeitungen liest man nicht mehr nur auf Papier, sondern am Computer oder unterwegs auf dem Telefon.

Mehr Wahlmöglichkeiten bedeutet weniger Loyalität. Während für die Baby-Boomer die Verbundenheit mit dem lokalen Geschäft als selbstverständlich galt, kaufen die jüngeren Verbraucher heute dort ein, wo es gerade sinnvoll ist – vor der Haustür oder eben weltweit im Netz.

## 2 — Erlebnisorientierte Produkte

Produkte wie Mode oder Reisen werden heute zum Erlebnis. Während ein Baby-Boomer seine Ferien am immer selben Ort verbrachte, will der Yer Abwechslung – nicht nur von zu Hause, sondern auch vom letzten Reiseziel. Genau wie für alltägliche Konsumgüter erreichen Anbieter Baby-Boomer und Yer auf unterschiedlichen Wegen. Die ältere Generation wird über ein Verkaufsgeschäft auf ein Produkt aufmerksam, die Generation Y will direkt angesprochen werden und sucht sich den Anbieter selbst aus. Dabei hat der Käufer im Laden wenig Einfluss: Typisch für die Yer ist, dass sie, unabhängig vom Produkt, selten in einem Geschäft um Rat fragen. Beim Kauf von Kleidung etwa geben lediglich 18 Prozent an, dass sie «sehr wahrscheinlich» um Rat fragen. Bei den Baby-Boomern hingegen sind es 31 Prozent. Der Kaufprozess beginnt für sie meist erst im Geschäft, wo sie sich auf die



Generation online: Die Millennials (14 bis 34 Jahre) sind anspruchsvolle Kunden.

Informationen des Verkäufers abstützen. Der Yer hingegen ist schon informiert, wenn er das Geschäft betritt.

### 3 — Langlebige Konsumgüter

Beim Erwerb langlebiger Konsumgüter wie etwa Autos oder Möbel gibt es markante Unterschiede zwischen den Baby-Boomern und den Millennials. Erstere sehen solche langlebige Konsumgüter als Investition und wollen Autos besitzen. Yer, gerade in Grossstädten, finden es hingegen zusehends attraktiver, diese zu mieten, zu leasen, zu teilen oder auszuleihen: 73 Prozent der Baby-Boomer haben ein grosses Kaufinteresse an Autos, im Vergleich zu noch 55 Prozent unter den Yern.

Für die jüngere Generation entspricht ein Auto eher einem Paar Schuhe für den Alltag: mal möchte man Sneakers, mal Stiefel aus Wildleder. Entscheidend sind die Funktion, die Marke – und die monatlichen Kosten.

### 4 — Dienstleistungen

Bank- und Versicherungsdienstleistungen werden vernunftbetont konsumiert: In einer Zeit, die von Erlebnissen, Selbstver-

wirklichung und Emotionen geprägt ist, bekommen sie deshalb eine neue Bedeutung, indem sie beispielsweise in gleich hoher Qualität sowohl on- als auch offline angeboten werden müssen. Alltägliche Bankgeschäfte tätigen die Millennials im Internet, gleichzeitig erwarten sie in speziellen Fällen eine kompetente Beratung in einer Filiale.

Die Baby-Boomer wollten noch für die Zukunft planen und Geld sparen. Die Generation Y will Selbstverwirklichung, ohne dabei auf Sicherheit zu verzichten. Man geniesst das Leben und plant die Zukunft. Diese Generation denkt nicht «entweder, oder» – sondern «alles ist möglich».

Klar ist, dass junge Leute anders handeln und planen. Es hat sowohl mit dem Alter als auch mit dem Zeitgeist zu tun. Baby-Boomer sehen Schuldenabbau als ein Lebensziel, während Yer Schulden selbstverständlich akzeptieren, um Ziele wie ein schönes Zuhause und einen hohen Lebensstandard schnell zu erreichen.

### Fazit

Der Konsum verändert sich radikal. Das Angebot wird grösser, es gibt immer mehr

Informationen und die Kunden reagieren sofort und überall. Wie überzeugt man also die neue, anspruchsvolle Klientel? Eine 30-Jährige sagte mir kürzlich über die Rollenverteilung von Kunde und Anbieter: «Firmen sollten sich darauf konzentrieren, ein ausgezeichnetes Produkt anzubieten. Wenn sie das tun, wird ihre ganze Werbung glaubwürdig und den grössten Teil der Werbung übernehmen sowieso wir.» □

**Anders Parment** ist selbstständiger Strategieberater und Dozent an der Stockholm Business School, der Schwerpunkt seiner Forschung liegt auf der «Generation Y».



Kraft des Wassers: Chiara Vigo am Meer in Sant'Antioco im Süden Sardiniens.



Magischer Schimmer: Muschelseide in goldig glänzenden Fäden.

WIE ALTES HANDWERK ÜBERLEBT

# Die alte Frau und das Meer

Chiara Vigo bewahrt im Süden Sardiniens als Letzte das geheime Wissen der Muschelseide – ein magischer, kostbarer Stoff. Vigo ist die Meisterin einer Kunst, die Jahrtausende überlebt hat. *Von Sandro Mattioli*

Wie man Bier braut, steht in Büchern geschrieben. Wie man Brot bäckt, sogar in Bedienungsanleitungen für Backautomaten, made in Japan. Beides mögen die Menschen, beides ist seit Jahrtausenden bekannt. Wer aber muss heute noch wissen, wie man Byssus webt? In der Antike haben sich Könige und Priester in diesen Stoff gekleidet, ein edles Textil, federleicht, weich und doch warm, aus den Fäden der Edlen Steckmuschel gewoben, geschützte Tiere, aus deren bis zu einem Meter grossen Schalen ein paar Büschel herausragen und die pro Jahr nur wenige Gramm der dünnen Fasern entbehn können. Jules Verne beschrieb den besonderen Stoff 1869 in seinem Abenteuerroman «20000 Meilen unter dem Meer». Heute trägt man H&M, Zara oder Boss, aber keine Muschelseide. Warum also muss man noch wissen, wie man sie webt?

Chiara Vigo in der kleinen Stadt Sant'Antioco im Süden von Sardinien ist womöglich der letzte Mensch auf Erden, der dieses Wissen hat. Und sie weiss viel mehr als nur, wie man Fasern zu Fäden spinnt und daraus einen Stoff webt. Ihr Wissen umfasst eine gesamte antike Kultur, ja, es *ist* in gewisser Weise diese alte Kultur, die hier mit ihr, der Meisterin des Muschelseidewebens, im Heute lebt. Stirbt sie, stirbt dieses Wissen.

## Achtung, es wird esoterisch!

In einem rosa Wollpullover sitzt Vigo an einem Tischchen in ihrem Muschelseidemuseum, die schwarzen, leicht ergrauten Haare zu einem Pferdeschwanz zusammengebunden. Daneben steht ein dunkler mächtiger Webstuhl, in dem Leinenfäden aufgespannt sind. «Das wird jetzt eine esoterische Reise, Achtung!», sagt sie zur Begrüssung, schaut dem Besucher in die

Augen und lächelt. Dann bietet sie ihm einen Stuhl an und legt ihm ein feines Büschel in die Hand.

So wie es hier im Raum aussieht, glaubt man, eine Handwerkerin bei der Arbeit zu beobachten. Doch Chiara Vigo macht schnell klar, dass man es mit einer Meisterin zu tun hat und dass das einen gewaltigen Unterschied macht. Denn eine Meisterin hat Schüler, sie lebt von der Lehre, nicht vom Produzieren. Und auch, wenn es hier ganz nach einer Werkstatt aussieht: verkauft wird hier nichts. Nur Spenden sind erlaubt.

## «Wir müssen aufhören, das Meer für kommerzielle Zwecke zu nutzen.»

Durch die Fenster in den mächtigen Mauern fällt etwas Licht auf die Gläser mit bunten Tinkturen auf den Fensterbrettern. Chiara Vigo nimmt einem die federleichte, graugrünbraune Masse wieder aus der Hand. Sie sieht aus wie ein Haufen Katzenhaare, in denen sich ein paar Eierschalensplitter und Blattreste verfangen haben. Dann nimmt sie eine kleine Bürste mit feinen Drähten, mit der man sonst Katzen das Fell pflegt.

«Das hier ist Muschelseide im Rohzustand», erklärt sie; Schalenstückchen und Algen haben sich in den Fasern verfangen, keine Eierschalen. In diesem Zustand kommen die Fäden aus dem Meer, Chiara Vigo hat sie nur entsalzt: «Ich habe sie 25 Tage lang in Süßwasser eingelegt und das Wasser alle drei Stunden gewechselt, Tag und Nacht.» Dann hat sie die Fäden im Schatten getrocknet. Was nach dem Bürsten und Verspinnen aus

ihnen wird, ist in Vitrinen zu sehen: goldglänzende Fäden, die als Muster in Leinenstoffe eingearbeitet oder zu einem reichen Muschelseidentuch verwebt werden. Im Licht schimmert der Stoff magisch.

Chiara Vigo könnte die Muschelseide für viel Geld dem Kommerz preisgeben, sie verkaufen an Scheichs und andere Multimilliardäre dieser Erde. Eine Gruppe von Japanern hat ihr ein Vermögen für ihre Kenntnisse geboten. Sie hat Nein gesagt. Aus Sorge um die bedrohten Muscheln, die die Fasern liefern. Und weil mit ihrem Wissen nicht gehandelt werden darf. Muschelseide, sagt sie, gehöre allen und sei für alle da. Das Meer sieht sie als heilig an. «Wir müssen daher aufhören, es für unsere kommerziellen Zwecke zu benutzen und zu verschmutzen!»

Chiara Vigo hat die Kraft des Wassers mit eigenen Augen gesehen, als ihre Grossmutter ihr das Amt übertrug. Sie sei mit ihr ans Meer gegangen, habe zum Wasser gebetet, wie sie es immer tat, und wie es auch Chiara Vigo mehrmals am Tag tut. Plötzlich, erzählt Vigo, sei eine Wassersäule aus dem Ozean aufgestiegen, etwa fünf Meter hoch, und ihre Grossmutter sagte nur zu ihr: «So, nun lass du das Wasser wieder sinken.» Chiara Vigo, gerade 27 Jahre alt, war nun die neue Meisterin.

## Stoffe und Kontakte knüpfen

Ihre Aufgabe sei nur, das Wissen zu hüten und weiterzugeben. Daher betont Vigo, dass sie eine Meisterin sei, die ihren Schülern nicht nur ein Handwerk vermitte, sondern eine gesamte Lebensschule. Eine Schule, die aus dem Meer kommt und in der die Kraft des Wassers eine zentrale Rolle spielt. Es ist eine spirituelle Kraft: «Mein Gott ist der Löwe des Wassers, er kommandiert alles», sagt Chiara Vigo. >



Mehr als ein Handwerk: Chiara Vigo bei der Arbeit (o.); Muschelseide in einem Leinentuch.

Deswegen kommt sie jeden Tag in das Museum, einen Raum von etwa hundert Quadratmetern, den ihr die Stadtverwaltung zur Verfügung stellt. Hier empfängt die Meisterin ihre Schüler. Es gibt dort keine Kurse, keine festen Zeiten, sondern nur gemeinsames Arbeiten, ohne Zeitdruck, ohne Bezahlung. Ihre Schüler lehrt sie natürlich das Spinnen, zunächst mit Wolle, später, falls sie geeignet sind, auch mit Muschelseide. Vigo lehrt sie, wie man Stoffe färbt, und wie man webt. Sie lehrt sie aber auch in Menschenkunde, denn als Meister müsste man nicht nur Stoffe, son-

dern auch Kontakte knüpfen können. Ein Meister, sagt Vigo, erkenne, was Menschen, die zu ihm oder ihr kämen, brauchten.

Die Tradition aber will, dass Chiara Vigo ihren Nachfolger in der Familie findet. Dem nächsten Meister wird sie dann das Rezept für eine Tinktur weitergeben, die den Byssus erst dazu bringt, golden zu schimmern.

Im Innern des alten Gemäuers ist es düster, mehrere Halogenstrahler kämpfen gegen den Lichtmangel an. Dabei verführt einen die Seide doch erst im Schein der Sonne, dann blinkt und blitzt und schimmert sie. Dann deutet nichts mehr darauf hin, dass die Fäden der Proteindrüse eines Meerestiers entsprungen sind und nicht einer Goldmine.

#### Eine Sprache, die niemand mehr spricht

Das Wissen um die Muschelseide wird seit Jahrhunderten innerhalb von Chiara Vigos Familie weitergegeben. Vigo sagt, sie könne dreissig Generationen zurückverfolgen. Wenn die Meisterin zum Wasser betet, tut sie dies in einer Sprache, die niemand mehr spricht. Wenn sie ihre Arbeitsschritte festhält, nutzt sie antike Zeichen. Einem Rabbi, der an der Sorbonne in Paris lehrt und der sie unlängst besucht hat, kam beides bekannt vor. In der Sprache fand der Forscher alte hebräische Ausdrücke. Die Kunst des Muschelseidewebens wurde wohl auch von der jüdischen Kultur geprägt.

Die Lehre kommt komplett ohne Schrift aus. Was es über das Muschelseidewebe zu wissen gibt, ist in Chiara Vigos Gedächtnis. Ihre Großmutter habe nie etwas wiederholt, sagt Vigo, sie sei eine stille Meisterin gewesen. Sie selbst ist jetzt 59 Jahre alt, und es ist wieder an der Zeit, den Stab weiterzugeben. Noch hat Chiara Vigo keinen Nachfolger auserkoren. Die Kraft des Wassers werde jemanden finden, sagt sie. Und falls nicht, wird das Wissen irgendwann, irgendwo, irgendwie wieder lebendig werden.

Einer von Vigos Schülern ist Luca, der eigentlich Geräuschkünstler ist, von ihr aber in die Geheimnisse des Färbens eingewiesen wird. Eine komplizierte Sache: Manche Kräuter, die man zum Färben verwendet, muss man den Mondphasen entsprechend sammeln, bei anderen muss man auf den vorherrschenden Wind achten, sonst behalten sie ihre Farbpigmente für sich. Auch ihr Neffe Marco ist ein Schüler. Er trägt wie so viele ihrer Verwandten das

Meer im Namen: Mar-io, ihr Mann, oder Mar-ianna ihre Tochter. Marco ist erst dreizehn, doch seit eineinhalb Jahren kommt er zu ihr und lernt, wie man mit der Spindel arbeitet.

Velleicht bestimmt die mystische Kraft des Meeres am Ende aber doch eine ihrer beiden Töchter als Meisterin. Maddalena, die nicht das Meer im Namen trägt, sondern das Festland, die gleichnamige Insel. Das Interesse von Maddalena ist jedenfalls da. Mit Journalisten will sie nicht darüber sprechen. Aber sie erlaubt uns, aus einem Schreiben an ihre Mutter zu zitieren. Sie habe eine ganz besondere Mutter, steht da, doch jedes Mal, wenn sie über die Beziehung zu ihr schreiben wolle, zerreisse sie das Papier. Sie sei die Zweitgeborene, und die Tradition wolle es, dass sie ihrer Mutter als Meisterin nachfolge. «Aber es gibt da ein kleines Problem: Ich bin ganz anders als sie, nicht so geduldig vielleicht, und ich weiß nicht, ob ich die Kraft habe, ihre umfassende Arbeit weiterzuführen», schreibt Maddalena.

#### Stirbt eine Tradition?

Für Maddalena ist diese Entscheidung nicht einfach, wie ihr Text verrät: «Es fällt mir auch deshalb nicht leicht, darüber zu sprechen, weil die meisten Leute, die ich kenne, meinen, dass ich die Tradition unbedingt fortführen müsse, und es verrückt wäre, diese Kunst sterben zu lassen.»

Ihre Mutter gehört nicht zu diesen Leuten. Maddalena sei komplett frei in ihrer Entscheidung, sagt Chiara Vigo. Kinder gehörten nie ihren Eltern, sondern seien ihnen lediglich anvertraut. Ihre Tochter hadert dennoch mit der Entscheidung und fürchtet die immense Verantwortung. Sorgt sich, der Aufgabe nicht gewachsen zu sein und so alles zu zerstören. Oder andererseits, wenn sie ablehnt, dass sie die Schuld daran trägt für den Verlust der Kunst des Muschelseidewebens nach Jahrtausenden. Nun geht sie erst einmal als Studentin nach Dublin.

Die Kraft des Wassers wird es schon richten. □

Sandro Mattioli ist freier Journalist in Berlin.



accentus [ak'tsəntus]: unterstützt projekte aus den bereichen soziales und humanitäres, kultur und sport sowie natur und ökologie – *donatoren können eine unterstiftung errichten* – langfristige und professionelle umsetzung des stifterwillens – kostenlose infrastruktur und vieles mehr

# Verdienen, wählen, teilen

Wie ticken wir? Die Frage kann nicht abstrakt beantwortet werden, sondern lässt sich am besten am konkreten Gegenstand erforschen. Auf den folgenden Seiten untersuchen wir drei Fälle, von denen jeder auf seine eigene Art aussagekräftig ist. Das **ökonomische Menschenbild**: Wir vergleichen die Konzepte der grossen Wirtschaftstheoretiker und wenden sie auf das Heute an. Wer ist noch aktuell und wessen Glanz ist am Verblasen? Das **politische Menschenbild** wird erforscht anhand der Wahlen in Indien, der grössten Demokratie der Welt: Wenn sich Volkspartizipation in diesem Riesenland durchsetzt, ist sie dann ein Wert, der für alle Menschen gilt? Für das **religiöse Menschenbild** haben wir Hans Küng besucht, den berühmten Schweizer Theologen, der sich seit Jahrzehnten mit der Goldenen Regel beschäftigt, die in ähnlicher Form in allen Religionen und vielen Kulturen vorkommt («Was du nicht willst, das man dir tu', das füge auch keinem anderen zu!»). Porträt eines Mannes, der Menschen zusammenbringen möchte.





Der Homo oeconomicus, politicus und religiosus in einem Boot

## Der ökonomische Mensch



## Wie es uns besser geht

Seit Jahrhunderten debattieren Wirtschaftswissenschaftler über die Handlungsmotive des Menschen. Die Erkenntnisse können helfen, Institutionen zu schaffen, welche den Wohlstand des Einzelnen und der Gemeinschaft fördern.

*Von Oliver Adler*

Im Paradies werden Ökonomen nicht gebraucht, denn hier herrscht Überfluss an Zeit und Ressourcen. Doch Adam und Eva werden aus dem Paradies vertrieben, und die Umstände ändern sich drastisch: «Mit Mühsal sollst du dich von <deinem Acker> dein Leben lang nähren... bis du wieder zu Erde werdest...», heisst es in der Genesis. Ab da werden die Ökonomen relevant für die Welt. Sie haben von nun an die Grundfrage zu beantworten, was zu tun sei, damit Einzelne und die Gesellschaft als Ganzes trotz begrenzter Ressourcen und Zeit ihre Lebensumstände verbessern und zu Wohlstand gelangen können. Erstaunlicherweise haben sich die Antworten trotz der enormen wirtschaftlichen Fortschritte und immer komplexerer Wirtschaftsstrukturen

und Technologien im Verlauf der Geschichte nicht grundlegend verändert.

Um Wohlstand zu mehren, muss mehr produziert werden. Dies kann durch die Akkumulation von Ressourcen, also durch Ersparnisse, die in Produktionsmittel investiert werden, oder durch eine Steigerung der Produktivität erzielt werden. An dieser grundsätzlichen Logik lässt sich nicht rütteln. Aber wie soll das Ziel erreicht werden? Eine mögliche Antwort lautet: gute Planung. Während die Planwirtschaft sowjetischen Stils ein offensichtlicher Fehlschlag war, ist dies im Fall flexiblerer Varianten nicht so klar.

Das japanische, aber auch das französische Modell der forcierten industriellen Entwicklung, die nach dem Zweiten Welt-

krieg verfolgt wurden, führten zu einem starken und anhaltenden Aufschwung. In der jüngeren Vergangenheit hat China ein ähnliches Entwicklungsmodell angewandt: Ersparnisse werden durch Kapitalverkehrskontrollen im Land behalten, und der Staat lenkt die Mittel in strategisch wichtige Industrien, die hohes Wachstum versprechen.

Ganz ähnlich haben sich Fürstentümer und die führenden Staaten vom 16. bis ins 18. Jahrhundert verhalten. Das von Adam Smith als Merkantilismus benannte System schützte durch Zölle die führende heimische Industrie (damals noch die Landwirtschaft) und erachtete die Kumulierung von Außenbilanzüberschüssen als zentrales wirtschaftspolitisches Ziel. Doch Merkantilismus führt mit der Zeit zu Fehlinvestitionen, weil der Schutz der bestehenden Industrien den neuen den Aufstieg erschwert. Das Ziel der weiteren Wohlstandssteigerung wird verfehlt. Dies hat jüngst die chinesische Führung erkannt. Im November 2013 wurde ein grosses Reformprogramm verabschiedet, welches das Land von einer stark gesteuerten zu einer in weiten Bereichen freien Marktwirtschaft führen soll.

Adam Smith hat 1776 in seinem Werk «Der Wohlstand der Nationen» als Erster in umfassender Weise die Vorteile einer freien, arbeitsteiligen Marktwirtschaft beschrieben. David Ricardo (1772–1823) hat die Wohlstandsgewinne, die sich aus dem freien Handel ergeben, genauer dargelegt und damit wesentlich zur Abschaffung der Korngesetze (Schutzzölle auf Getreideimporten) und somit zur Liberalisierung des britischen Handels beigetragen. Dies hat den Aufstieg Grossbritanniens zur führenden Industrieland des 19. Jahrhunderts stark begünstigt.

### Eigennutz und Kreativität

Dass eine atomistische und «chaotische» Marktwirtschaft bessere Resultate erbringen soll als eine scheinbar gut durchorganisierte, erstaunt auf den ersten Blick. Ihr wesentlicher Vorteil besteht darin, dass die individuellen Leistungsanreize besser zur Geltung kommen. «Es ist nicht die Wohltätigkeit des Metzgers, des Brauers oder des Bäckers, die uns unser Abendessen erwarten lässt, sondern dass sie nach ihrem eigenen Vorteil trachten», sagt Adam Smith. Die sogenannte neoklassische Wirtschaftstheorie, die auch heute den Kern der wirtschaftswissenschaftli-

chen Lehrbücher bildet, zeigt formeller auf, dass eine Wirtschaft, bestehend aus Eigennutz maximierenden Konsumenten und gewinnmaximierenden Produzenten – *Homines oeconomici* also –, zur effizientesten Zuteilung der begrenzten Ressourcen führt. Das Zentrale dabei ist, dass die Marktpreise für Güter und Produktionsfaktoren den Wirtschaftssubjekten die Handlungsanweisungen geben, die zum Optimum führen.

Joseph Schumpeter (1883–1950) argumentiert zudem, dass in einer kapitalistischen Wirtschaft die Dynamik des Unternehmertums durch «kreative Zerstörung» zu Wachstum und Wohlstand führt. Wirtschaftliche, aber auch kulturelle Entwicklung benötigt Freiräume, welche der Markt gewährt. Ökonomen wie Philippe Aghion zeigen, dass die Flexibilität von Märkten besonders in späten Entwicklungsphasen wichtig ist, wenn Wohlstandssteigerung nicht mehr durch die Imitation bestehender Technologien, sondern durch Innovationen erfolgen muss. Planung von oben schränkt in derartigen Entwicklungsphasen das Wohlstandspotenzial ein.

### Öffentliche Güter und Altruismus

Allerdings ist das Modell der puren Marktwirtschaft eine Abstraktion, das die reale Welt nur sehr begrenzt abbildet. Zum einen geht es davon aus, dass die Wirtschaftsakteure über alle für ihre Entscheide relevanten Informationen verfügen. Informationslücken, Unsicherheit und vor allem Asymmetrien in der Information zwischen Wirtschaftsakteuren bestehen im Modell nicht, obwohl sie in der Realität weit verbreitet sind. Weiss der Käufer eines Occasionsautos, ob es sich um eine Niete handelt? Wie kann der Geldverleiher im Venedig der Renaissance feststellen, ob der Schuldner kreditwürdig ist? Weiss der Aktionär, ob der Verwaltungsrat und die Geschäftsleitung in seinem Sinne handeln werden? Weiss die Öffentlichkeit, ob Betreiber von Atomkraftwerken oder von Banken für Krisenfälle genügend Sicherheitsmargen eingebaut haben?

Zweitens geht das Modell davon aus, dass die Eigentumsrechte über alle Ressourcen geklärt und gewahrt sind. Was aber geschieht, wenn dem nicht so ist? Das Problem dieser «öffentlichen Güter», die nicht am Markt gehandelt werden, ist zentral. Die Verschmutzung der Umwelt oder die Erderwärmung sind Beispiele einer

suboptimalen Allokation von Ressourcen, die aus dem Fehlen von Eigentumsrechten und damit handlungssteuernden Preisen resultieren kann. Marktversagen ist ein weit verbreitetes Phänomen.

Schliesslich stellt sich die fundamentalere Frage, ob das Modell des Homo oeconomicus den Menschen auch richtig abbildet. Ist das Streben nach Eigennutz wirklich das dominante Verhaltensmuster? Sind nicht die Interessen der Familie, der Arbeitskollegen, Bekannten und Unbekannten ebenso wichtige Handlungsmotive des Einzelnen? Ist nicht der Wunsch nach Gerechtigkeit und ethischen Grundsätzen ein starker Motivator, der sich in konkreten Handlungsmustern niederschlägt? Wirtschafts-Nobelpreisträger Amartya Sen, ein Vordenker in Fragen der Wohlfahrtslehre, legt dar, dass bereits Aristoteles ethische Motivationen als wichtig für wirtschaftliches Handeln bezeichnete und dass auch Adam Smith in seinen Schriften moralische Überlegungen im Handeln der Menschen als ebenso wichtig wie Eigennutz hervorgehoben hat.

Ernst Fehr und andere Forscher haben in Experimenten nachgewiesen, dass uneigennütziges und kooperatives Verhalten keineswegs Ausnahmen darstellt, sondern regelmäßig beobachtbar ist. Kooperative Lösungen sind jedoch fragil und können von Trittbrettfahrern unterwandert werden. Da nicht kooperatives Verhalten – vom scheinbar harmlosen Enthalten von Informationen über Schummeln bis zu Korruption und gewalttätiger Kriminalität – hohe wirtschaftliche Kosten nach sich ziehen kann, stellt sich dem Ökonomen die Frage, ob und wie Kooperation – und damit eben Wohlstand – gefördert werden kann.

### Genetik oder Geschichte

Ein Blick über verschiedene Gesellschaften und Länder hinweg gibt beträchtliche Unterschiede im Verhalten der Wirtschaftssubjekte zu erkennen. Auch wenn es sich wohl zum Teil um Stereotype handelt, scheinen zum Beispiel skandinavische Länder und die Schweiz von kooperativem, Griechenland und Italien von wenig kooperativem Verhalten geprägt. Die Japaner und Chilenen scheinen kooperativer, Chinesen und Argentinier individualistischer und weniger kooperativ. Wichtiger für Ökonomen und Soziologen ist die Frage, ob solche Eigenschaften – wenn sie denn bestehen – unveränderbar oder form-

bar sind. Wie wichtig ist die Genetik, wie wichtig sind Geschichte und die daraus resultierende Kultur? Das kooperative Gruppenverhalten von Einwanderern aus scheinbar unkooperativen Gesellschaften in ihren neuen Heimatländern deutet auf Letzteres hin.

Wirtschaftswissenschaftler wie Daron Acemoğlu haben auf die Wichtigkeit von gesellschaftlichen und staatlichen Institutionen zur Erklärung von wirtschaftlichen Erfolgen und Misserfolgen hingewiesen. Starke Verfassungen und staatliche Gewaltenteilung können kooperatives Verhalten stärken beziehungsweise unkooperatives Verhalten erschweren.

Politisch unabhängige Notenbanken, welche auf die Stabilität des Geldes achten, können durch ihre disziplinierende Wirkung auf die Finanzpolitik kooperatives Verhalten in der Wirtschaft stärken und Trittbrettfahren erschweren. Solche Institutionen schaffen Vertrauen, und Vertrauen seinerseits stärkt kooperatives Verhalten. Kooperatives Verhalten muss gelernt werden, von der Kinderstube an. Ebenso wichtig wie die Beiträge der Familie, Schule und Universität zur Entwicklung von Produktivität steigerndem «Human капитал» könnten ihre Beiträge zu kooperativem Verhalten – Bürgersinn also – sein. Man würde meinen, dass die Erfahrung von Ländern mit erfolgreicheren Institutionen anderswo Lerneffekte auslösen und damit zur Stärkung des Wohlstandes beitragen kann.

Wie also Wohlstand schaffen? Die Antwort ist – wie wäre es anders zu erwarten – keine eindeutige. Zwei Aspekte scheinen jedoch zentral: Erstens, wirtschaftliches Wohlergehen entsteht ursächlich aus dem Drang des Menschen, seine Umstände zu verbessern. Wenn dem Drang nach «Nutzenmaximierung» zu hohe Barrieren in den Weg gelegt werden, kann sich die individuelle Kreativität nicht entfalten. Wird Wettbewerb verhindert, werden die Erfolge ausbleiben. Zweitens: erfolgreiche Gesellschaften zeichnen sich nicht nur durch Wettbewerb, sondern auch durch kooperatives Verhalten aus. Institutionen, die Vertrauen schaffen, stärken Kooperation und Wohlstand. Es gilt, das Gleichgewicht zwischen den zwei Kräften zu finden. □

**Oliver Adler** ist Leiter Economic Research bei der Credit Suisse.

## Der politische Mensch



## Die indische Erfahrung

Mit grossem Aufwand wurde dafür gesorgt, dass 800 Millionen Wähler ihre Stimme abgeben konnten. Die Gründer des modernen Indiens wussten: das Riesenland kann nur demokratisch funktionieren. *Von Nayan Chanda*

In der grössten Demokratie der Welt fanden vor Kurzem Wahlen statt. Ein guter Moment, um sich zu fragen, ob die Demokratie ein universeller Wert ist. Viele würden das bestreiten. Die 1,2 Milliarden Inder hingegen dürften die Frage mit einem eindeutigen und begeisterten Ja beantworten.

Am 7. April begann in Indien eine Übung, wie sie die Welt noch nie erlebt hat. (Zum Zeitpunkt des Erscheinens dieses Bulletins ist der Ausgang der Wahl nicht bekannt.) Rund fünf Millionen Beamte und Polizisten haben im Land Wahlurnen aufgestellt, andere sind per Jeep oder auf einem Elefanten mit mobilen elektronischen Wahltaschen im Gebirge und im Dschungel unterwegs. Bis zum 12. Mai hatten die rund 800 Millionen Wahlberechtigten Gelegenheit, ihre Stimme abzugeben und 543 Abgeordnete ins Parla-

ment zu wählen. Die über tausend Parteien, die sich an der Wahl beteiligen, repräsentieren nur einen Ausschnitt der ethnischen, religiösen, sprachlichen und sozialen Vielfalt dieses riesengrossen Landes.

Dass ein Sechstel der Weltbevölkerung die Demokratie angenommen hat, beweist natürlich nicht, dass Demokratie ein universeller Wert ist. Man kann aber sagen, dass Indien bei der um sich greifenden Demokratisierung der Welt eine herausragende Rolle spielt. 60 Prozent der Staaten sind heute demokratisch, während es 1989 erst 41 Prozent waren. Die indische Erfahrung widerlegt nicht nur die verbreitete These, Demokratie sei die Ausnahme, sondern auch das Argument autoritärer asiatischer Staaten, wo behauptet wird, dass traditionelle Gesellschaften für die Demokratie nicht geeignet seien.

Auf den ersten Blick scheint es, als könne Demokratie in Indien unmöglich funktionieren. Definieren wir Demokratie: ein politisches System, in dem die Regierenden sich regelmässig zur Wahl stellen müssen, Entscheidungen von den Volksvertretern getroffen werden, wo Meinungs- und Versammlungsfreiheit sowie Rechtsstaatlichkeit garantiert sind. Demokratie gilt als Errungenschaft, die nur in homogenen und wohlhabenden Gesellschaften funktionieren kann. Der Philosoph John Stuart Mill war der Ansicht, Demokratie sei in multiethnischen Gesellschaften «sozusagen» und in vielsprachigen Gesellschaften völlig unmöglich. Zeitgenössische Beobachter wie Selig S. Harrison, der als Korrespondent der «Washington Post» aus Indien berichtete, gaben der dortigen Demokratie keine Chance. In seinem 1960 erschienenen Buch «India: The Most Dangerous Decades» sagte Harrison den Niedergang Indiens voraus, weil es an seinen vielen Widersprüchen zerbrechen würde. 1967 prognostizierte Neville Maxwell von der «Times», dass die Wahlen in jenem Jahr Indiens letzte sein würden. Die Inder haben diese und viele andere Untergangsprediger widerlegt. Das Land wurde in der Tat von politischen Attentaten, Unruhen, Aufständen und lähmenden Streiks erschüttert und musste würdelose Schlagerreien im Parlament mitansehen. Zwei Jahre lang wurden die demokratischen Rechte in den siebziger Jahren sogar ausser Kraft gesetzt. Aber da hatte die Demokratie schon längst Wurzeln geschlagen.

### «Das grösste Wagnis der Geschichte»

Angesichts der Armut und des verbreiteten Analphabetentums – abgesehen von der ethnischen, religiösen und sprachlichen Zerrissenheit des Landes – ging man davon aus, dass einzig eine autoritäre Staatsform für Indien sinnvoll sei. Die ersten Wahlen von 1952 wurden als «das grösste Wagnis der Geschichte» bezeichnet. Der Politikwissenschaftler Seymour Martin Lipset erklärte, das Land werde erst mit einem gewissen Mass an Wohlstand und Bildung für die Demokratie bereit sein. Plausibel legte er dar, dass das Pro-Kopf-Einkommen ein gutes Indiz für die politische Organisation eines Landes sei. Reiche Länder seien eher demokratisch, ärmere eher autoritär. Der Politologe Robert J. Barro ging einen Schritt weiter: «Demokratien ohne vorangegangene wirtschaftliche Entwicklung ... sind tendenziell nicht

von Dauer.» In Indien folgte die wirtschaftliche Entwicklung der Demokratie – und nicht umgekehrt. Die gegenwärtig stattfindenden Wahlen widerlegen also die Thesen von Lipset und Barro.

Die Erfahrung der zweieinhalb Monate, in denen die Demokratie in Indien 1975 suspendiert wurde, hat bewiesen, dass Freiheit und Demokratie bereits etabliert waren. Mit der Behauptung, die Aktivitäten der Opposition und die Proteste gegen die Regierung gefährdeten die nationale Sicherheit, konnte Premierministerin Indira Gandhi damals durchsetzen, dass Notstandsgesetze erlassen und demokratische Rechte beschränkt wurden. Es kam zu massiven Repressionsmassnahmen. Doch bei den nächsten Wahlen (1977) verlor Indira Gandhis Kongresspartei deutlich. Die Inder zeigten auf diese Weise, dass sie sehr wohl wussten, wie viel ihnen die Demokratie bedeutete.

### Die Antwort heisst Demokratie

All diese angeblichen Gewissheiten, wie Demokratie gedeiht oder nicht gedeiht, hat die indische Erfahrung auf den Kopf gestellt. Bislang hiess es: Voraussetzung für die Demokratie sind Stabilität und Homogenität. Doch Indien gewann durch die Einführung der Demokratie Stabilität und Zusammenhalt. Als die Briten ihren kolonialen Staat mitsamt Verwaltungssystem, Polizei und Armee einer Elite überliessen, dem Indian National Congress, konnte niemand sicher sein, dass Indien den Weg der Demokratie beschreiten würde. Angesichts der religiösen Konflikte, die unmittelbar nach der Unabhängigkeit ausbrachen, wäre eine autoritäre Herrschaft von Vertretern der Hindu-Mehrheit vermutlich naheliegend gewesen. Doch die Verfassungsgebende Versammlung, die zum grössten Teil aus westlich gebildeten Liberalen bestand, entschied sich für die säkulare Demokratie, in der man die beste Antwort auf die Probleme von Armut und religiöser Zerrissenheit sah. Jawaharlal Nehru, der Weggefährte Mahatma Gandhis, schrieb, lange vor der Unabhängigkeit, in «The Discovery of India»: «Ich bin überzeugt, dass ein indisches Nationalgefühl nur aus der ideologischen Verschmelzung von Hindus, Moslems, Sikhs und anderen Gruppen erwachsen kann.» Nur in einer säkularen Demokratie würde sich die Einheit der Nation verwirklichen lassen.

Die Gründerväter waren sich einig darin, dass Indien den nationalen Zusam-

menhalt nur würde bewahren können, wenn ein breit akzeptierter Staat die Entwicklung fördern und soziale Ungerechtigkeit bekämpfen würde. Die nationale Identität, die sich während Gandhis Unabhängigkeitskampf herausgebildet hatte, würde durch Anerkennung der Vielfalt und Dezentralisierung gestärkt werden. Indem man den Entrichteten und Unterdrückten das Wahlrecht gab, stärkte man die ganze Gesellschaft. Die sprachliche Vielfalt wurde bewahrt, indem man eine föderale Struktur schuf und darauf verzichtete, die Sprache der Mehrheit (Hindi) allgemein vorzuschreiben.

Weil die Parteien auf die Stimmen der Minderheiten angewiesen waren, setzten sie sich für deren Belange ein. Interesanterweise gibt es heute mehr regionale und kastenorientierte Parteien als zu Zeiten der anfänglichen Verfassungsdebatte. Statt die Entwicklung der Demokratie zu behindern, beteiligen sich diese Parteien an den Wahlen, um auf diese Weise für ihre Interessen zu kämpfen. Kürzlich wurde sogar der 29. Bundesstaat gegründet (Telengana), der bislang Teil des Bundesstaates Andhra Pradesh gewesen war. Ungeachtet der politischen Probleme, die eine solche Fragmentierung verursacht, haben die basisorientierten Bewegungen die indische Demokratie gestärkt.

### Weitsicht der Elite

Im alten Indien gab es eine gemeinschaftlich organisierte Verwaltung, eine gewisse religiöse Vielfalt sowie den Pluralismus als verankerte kulturelle Traditionen. Aber die moderne Demokratie ist ein westlicher Import. In Indien gibt es die Demokratie nicht, weil eine aufsteigende Mittelschicht nach der Industriellen Revolution politische Mitsprache verlangte, sondern weil sich die politische Elite des Landes aus Weitsicht – oder «in einem Anfall von Geistesabwesenheit», wie der Historiker und Politikwissenschaftler Sunil Khilnani in seinem Buch «The Idea of India» schreibt – für die Demokratie entschied.

Das Beispiel Indien veranschaulicht, wie die Demokratie in einem Zusammenspiel von Umständen und entschlossener Elite Fuss fassen konnte. Dass sie von einer armen und weitgehend analphabetischen Bevölkerung angenommen wurde, zeigt, dass die Demokratie tatsächlich als universaler Wert betrachtet werden kann.

Der indische Ökonom und Philosoph Amartya Sen ist der Ansicht, dass

Werte selbst dann als universell gelten können, wenn sie nicht überall akzeptiert werden. Universell sei ein Wert, wenn viele Menschen Grund hätten, ihn für sinnvoll zu halten. Dass immer mehr Menschen auf der Welt sich in Richtung Demokratie bewegen, zeige, dass das Wahlrecht und die Freiheit wichtig für sie seien. Wer in Abrede stelle, dass die Demokratie ein universeller Wert sei, erkläre meistens, dass für die Armen Brot wichtiger sei als das Wahlrecht. Sen verweist auf die Wahlen von 1977, als Indira Gandhis Partei wegen der Notstandsgesetze abgestraft wurde. Bei diesen Wahlen habe sich gezeigt, dass «Menschen in ökonomischer Not eine politische Stimme brauchen. Die Demokratie ist kein Luxus, der warten kann, bis es allgemeinen Wohlstand gibt.»

Indiens Entscheidung für die Demokratie heisst aber nicht, dass das Land jenes Mass an Wohlstand und Freiheit erreicht hat, das westliche Demokratien vorweisen können. In der Praxis hat die indische Demokratie wiederholt Schwachstellen offenbart. Gewählt zu werden, ist oft weitaus wichtiger, als sich für die Interessen der Wähler einzusetzen und für eine transparente Regierung zu sorgen. Es gibt Korruption, Gewalt, Betrug, Machtmissbrauch und Versuche, Pressefreiheit und Rechtsstaat zu untergraben. Aber das Recht, einen Kandidaten zu wählen, dem sie vertrauen, und eine Regierung abzuwählen, die sie für unfähig halten, ist für alle Inder unabdingbar. Freie Wahlen werden mit enorm hoher Beteiligung abgehalten. Die Medien sind kritisch und unabhängig, die Gerichte frei von politischer Einflussnahme. Die Menschen können sich im Land frei bewegen.

Das System hat wie gesagt Schwachstellen, und die werden nicht so schnell verschwinden. Aber aus dem Leben von 1,2 Milliarden Indern ist die Demokratie nicht mehr wegzudenken. □

Nayan Chanda ist Leiter der Publikation am Institut für Globalisierung der Yale Universität. Er wurde 1946 in Indien geboren und ist Autor zahlreicher Bücher über die Politik Südostasiens, die in verschiedene Sprachen übersetzt wurden. Chanda studierte Geschichte in Kalkutta und internationale Beziehungen an der Sorbonne in Paris, bevor er Journalist wurde und sich als Korrespondent der «Far Eastern Economic Review» in Saigon, Vietnam, niederliess. Heute lebt und arbeitet er in New Haven, Connecticut.

Aus dem Englischen von Matthias Fienbork

## Der religiöse Mensch



### «Was du nicht willst, das man dir tu'...»

Die Goldene Regel ist ein Grundgesetz aller Religionen.

Sie sollte mehr beachtet werden – nicht zuletzt in der Wirtschaft. Das fordert der rebellische Theologe Hans Küng.

Ausserdem bereitet er das Ende seines Lebens vor.

*Von Hansjörg Schultz*

Der Mann ist fleissig. Viele tausend Seiten schrieb er in den letzten 50 Jahren. Seine Bücher, die eine Millionenauflage erreichen und in mehr als 30 Sprachen übersetzt wurden, liessen Hans Küng zu einem der meistzitierten Theologen der Welt werden. In Küng vereinen sich umfassende Neugierde mit radikaler Weltoffenheit. Dabei bezog der gebürtige Luzerner in seine theologische Forschung stets angrenzende Wissenschaften wie die Philosophie und die Geschichte, aber auch die Politik, die Wirtschaft, die Literatur und die Musik mit ein.

Populär wurde Küng mit seinem Weltbestseller «Christ sein» aus dem Jahre 1974, weswegen ihm 1979 die kirchliche

Lehrerlaubnis entzogen wurde. Der Priester und Professor nahm in dem Buch Abschied vom Insiderjargon der Theologie und plädierte für eine authentische Glaubensvermittlung. Gleichzeitig brach Küng radikal mit den gängigen theologischen Lehrmeinungen: Die Geschichte von Bethlehem stimme nicht. Jesus sei weder in einem Stall noch von einer Jungfrau geboren worden – das katholische Dogma sei ein Mythos. Und die Auferstehung Jesu, das Zentrum des katholischen Glaubens, könne man nicht als «im strengen Sinn historisches Geschehen» betrachten.

Parallel zu dieser Abkehr von der kirchlichen Lehre entwickelte sich bei Küng ein wachsendes Interesse für die

grossen Religionen der Welt, mit denen er in einen ständigen Dialog trat. Und er formulierte einen kurzen, prägnanten Satz, der zum friedenspolitischen Allgemeingut wurde: «Kein Friede auf der Welt ohne Frieden unter den Religionen.»

#### Parlament der Weltreligionen

Ein alter, etwas müder Küng empfängt den Besucher Ende März bei sich in Tübingen. Spricht man ihn auf diesen Satz an, wird der 86-Jährige hellwach. Im Rahmen des Projektes «Weltethos», dessen Leitung Hans Küng im Auftrag der gleichnamigen Stiftung seit 1995 innehatte und letztes Jahr abgab, entstanden in mehr als zwei Jahrzehnten bedeutende Forschungen über Judentum, Christentum und Islam. In den grossen Weltreligionen entdeckte Küng einen erstaunlichen Konsens in Fragen über Gerechtigkeit, Respekt vor dem Leben und Humanität.

Weltethos freilich will weit über die Religionen als quasi moralische Weltagentur hinauswirken. «Globale Politik braucht ein Fundament aus einem globalen Ethos, ein Weltethos», sagt er. Und als Grundlage dafür gilt ihm die «Goldene Regel der Gegenseitigkeit»: «Was du nicht willst, das man dir tu', das füge auch keinem anderen zu!»

Das sogenannte Parlament der Weltreligionen, zu dem sich alle sechs Jahre Vertreter aller Glaubensrichtungen treffen, hat in seiner «Erklärung zum Weltethos» 1993 in Chicago festgehalten, dass diese Goldene Regel «die unverrückbare, unbedingte Norm für alle Lebensbereiche ist, für Familie und Gemeinschaften, für Rassen, Nationen und Religionen». Die Goldene Regel ist – wenn man so will – ein ethischer Minimalkonsens, ein Grundprinzip, das in allen Religionen, unterschiedlich formuliert, vorkommt.

Bei Konfuzius (551 bis 489 vor Christus) hört sie sich so an: «Was du selbst nicht wünschst, das tue auch nicht anderen Menschen an.» Und im Christentum: «Alles was ihr wollt, das euch die Menschen tun, das tut auch ihr ihnen ebenso» (Matthäus 7,12). In seinem Buch «Projekt Weltethos» bezeichnet Küng Immanuel Kants Kategorischen Imperativ als weltliche Umschreibung der religiösen Goldenen Regel: «Handle so, dass die Maxime deines Willens jederzeit zugleich als Prinzip einer allgemeinen Gesetzgebung gelten könne.»

Diese Regel, sagt Küng heute, bedeute für jede Privatperson ein Umdenken:

«Bevor ich etwas tue, muss ich mich fragen, welche Konsequenz das für den anderen hat.» Eine Handlungsmaxime also, die quersteht in unserer schnellebigen Ellenbogengesellschaft. Eine Regel, von der Küng möchte, dass Eltern sie ihren Kindern vorleben. Eine Regel schliesslich, die wieder Einzug halten solle in das Wirtschaftsleben, in dem gemäss Küng das Verhältnis zwischen Moral und Profit in eine Schieflage geraten ist.

### Mit Anstand wirtschaften

Im Sinne Küngs wirtschaftete schon vor bald 100 Jahren der amerikanische Bekleidungskaufmann Arthur Nash, der zu Beginn des 20. Jahrhunderts bemängelte, dass selbst viele Unternehmer, darunter auch christliche, Sozialdarwinisten seien. Dem setzte er in seinem Geschäft in Cincinnati seine Vorstellung der Goldenen Regel als «einzig brauchbare» wirtschaftliche Erfolgsformel entgegen, indem er den Gewinn seines Betriebes quasi vergesellschaftete. Mit doppeltem Erfolg: Der Gewinn stieg, und jeder hatte etwas davon. Nur zwei Jahre nach der Einführung von Nashes «Golden Rule in Business» als Geschäftsgrundlage verdienten die Arbeiter seiner Firma im Schnitt 20 Prozent mehr als zuvor. Wegen der guten Auftragslage wurden neue Mitarbeiter engagiert. Über ihre Einstellung entschieden die Angestellten mit, zumal sie ja ein grosses Interesse hatten, neue Kollegen zu bekommen, denen das Wohl des Ganzen am Herzen lag. Die Zahl der Angestellten in Nashes Firma stieg von 29 im Jahre 1919 auf 3000 im Jahre 1923. Der Umsatz wuchs im gleichen Zeitraum von 26 000 auf 1,1 Millionen Dollar. Als die Bekleidungsindustrie von der Weltwirtschaftskrise nach dem Börsencrash von 1929 getroffen wurde, entschieden die Arbeiter gemeinsam, ihre Löhne zu senken, um Arbeitslosigkeit zu vermeiden.

Hans Küng möchte ein Wort wieder in den Mittelpunkt stellen, das ziemlich altmodisch klingen mag: Anstand. «Anständig wirtschaften» heisst ein Buch, das der Theologe nach der Weltwirtschaftskrise 2008 geschrieben hat. Darin entlehnt er bei Thomas Mann das Wort «Menschenanstand». Nach den Gräueln des Zweiten Weltkriegs hatte Mann die Zehn Gebote als «ABC des Menschenbenehmens» bezeichnet. Küng nahm den Gedanken auf, indem er die Zehn Gebote – in denen im Grunde ja die Goldene Regel

enthalten ist – als den wesentlichsten Beitrag der Religion für ein gemeinsames Menschheitsethos bezeichnete.

In der Zeit der Globalisierung müsste dieses «ABC des Menschenbenehmens» vor allem für die Weltwirtschaft gelten. Und das heisse eben nicht, «dass der Profit, und sei er noch so gerechtfertigt, alle Mittel heiligt, auch Vertrauensbruch, auch Raffgier und soziale Ausbeutung». Küng wünscht sich beispielsweise wieder mehr «Bankiers der alten Schule», denen klar sei, dass nicht alles, was Rendite bringe, auch erlaubt sei. Und Küng ist überzeugt: Mit der Goldenen Regel der Gegenseitigkeit als Rahmenordnung kann man auch als Bank sehr erfolgreich Geschäfte machen. Küng will seine Rolle dabei nicht überbewerten, er sei Theologe und kein Wirtschaftswissenschaftler. Er wolle keine Ratschläge erteilen, was ökonomisch richtig sei. Seine Mahnungen beträfen Vorgänge, die nach seiner Auffassung moralisch aus dem Ruder liefern.

Als Hans Küng «Anständig wirtschaften» schrieb, hatte er alle im Blick, die seiner Ansicht nach im globalen Wettbewerb das Mass verloren hatten. Unternehmer müssten sich genauso wie Top-Manager, Börsenhändler, Politiker oder Wissenschaftler ihrer eigenen «sittlichen Werteeinstellung» wieder bewusst werden, schrieb Küng.

Das gelte auch für die Politik und die Krisenherde der Welt. Mit Bedauern stellt Hans Küng fest, dass es immer mehr Regionen gibt, in denen statt der Goldenen Regel das altbiblische «Auge um Auge, Zahn um Zahn» gelte. Mancher regionale Konflikt wecke Erinnerungen an den Kalten Krieg. «Wir werden zurückgeworfen in die Zeit vor 1989», sagt Küng anklagend.

### Lebenserfahrung eines Weltreisenden

Auch im Alter von 86 Jahren will es der Theologe aus Sursee beim Klagen nicht belassen. In seinen Büchern und in Artikeln, die er in Zeitungen wie der «New York Times» oder der «Süddeutschen Zeitung» veröffentlicht, stecken viele Erkenntnisse aus jahrzehntelanger Forschung – und die Lebenserfahrung eines Weltreisenden. Jetzt sei es an der Kirche, an der Wirtschaft und an der Politik, wenigstens einen Teil dieser Erkenntnisse umzusetzen.

Er selber, der mehrfache Ehrenbürger, hat im letzten Jahr sein wohl letztes Buch veröffentlicht. «Erlebte Menschlichkeit», heisst es und ist der dritte und letzte

Teil von Küngs Autobiografie. Für besondere Aufmerksamkeit sorgte das letzte Kapitel in dem 750 Seiten umfassenden Werk. «Am Abend des Lebens» hat Küng es genannt. Er denkt darin ganz offen über einen selbstbestimmten Tod nach.

Schwer genug war es dem begeister-ten Skifahrer gefallen, mit 80 den Parallelschwung und die kühne Abfahrt aufzugeben. Später begannen sich die Altersbeschwerden zu häufen, das schmerzende Kreuz, die schwächer werdenden Augen, ein Hörsturz und vor allem der beginnende Parkinson schränken das Leben und Arbeiten von einem, der es gewohnt ist, jeden Tag an seinem Schreibtisch zu sitzen, doch sehr ein.

«Ich lebe auf Abruf», konstatiert Küng. Die zunehmenden Gebrechen empfindet er als «Vorboten des Todes». Er kämpft noch mit Medikamenten und körperlichem Training dagegen an. Er möchte auch mit 86 Jahren vollständig über sich selbst bestimmen können.

### «Es gibt keine Pflicht zum Weiterleben»

«Ich will nicht als Schatten meiner selbst weiterexistieren», schreibt Küng. Er denkt darüber nach, eventuell mit Hilfe einer Sterbehilfeorganisation aus dem Leben zu scheiden, wenn er keine Hoffnung mehr sieht auf eine humane Existenz. «Es gibt ein Recht auf ein Weiterleben, aber keine Pflicht dazu», sagt Küng. Er wolle sein Leben nicht verenden, er wolle es vollenden. Küng ist, wie er es nennt, «lebenssatt» statt lebensmüde.

Es könnte seine letzte grosse Rebellion gegen die katholische Amtskirche sein, die den Freitod grundlegend ablehnt. Der fromme Theologe Hans Küng aber schreibt, dass nirgendwo in der Bibel stünde, der Mensch habe bis zu einem verfügten Ende durchzuhalten. Stattdessen glaubt er fest an ein Leben nach dem Tod und will deshalb sein irdisches Leben nicht um jeden Preis festhalten.

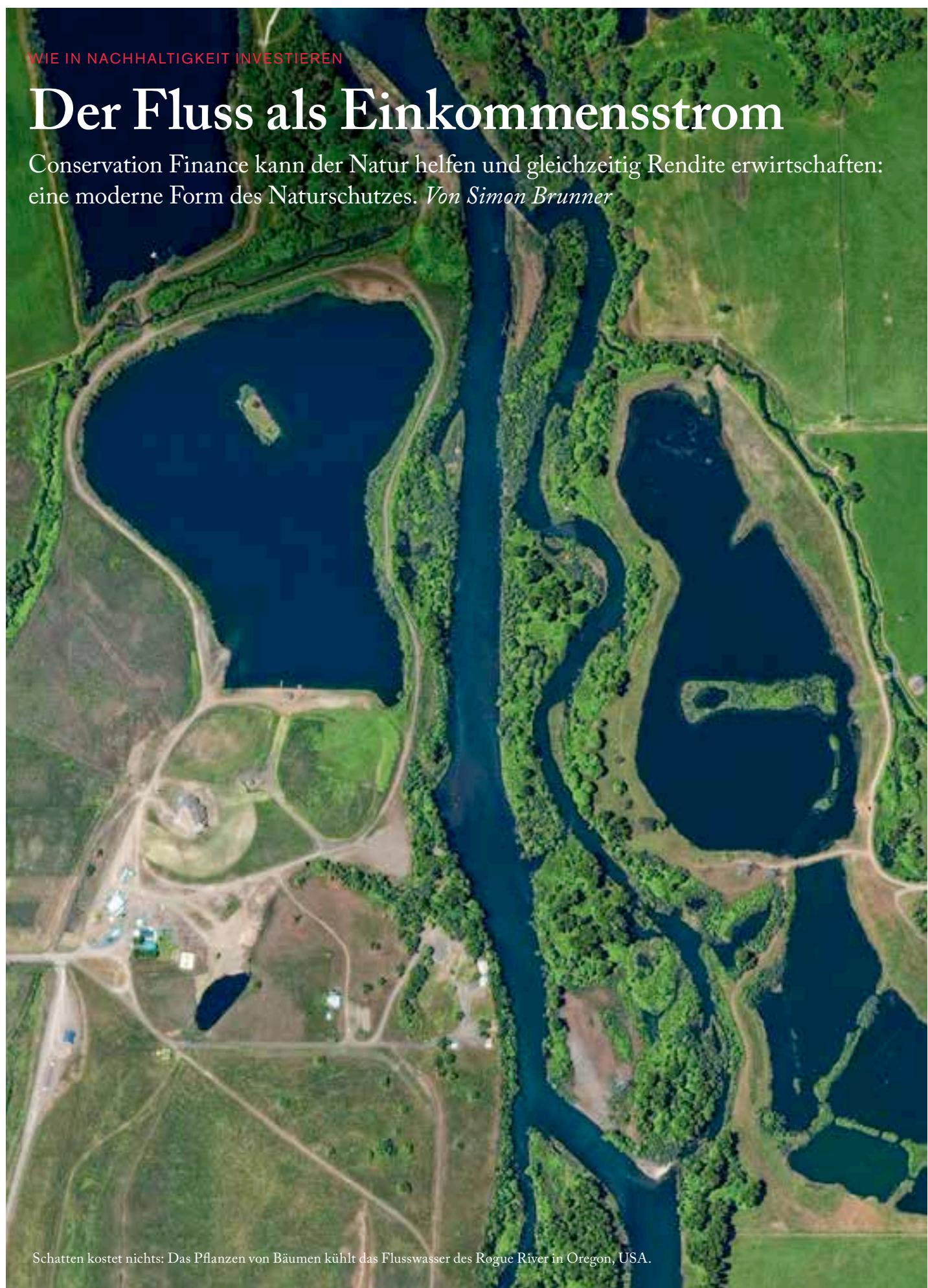
Küng ist nicht nur unabbarbar, er ist auch Perfektionist. Sein Grab auf dem Tübinger Stadtfriedhof hat er schon ausgesucht. Es liegt direkt neben seinem früheren Wohnungsnachbarn und Freund, dem grossen Rhetoriker Walter Jens. □

**Hansjörg Schultz** ist Moderator der TV-Sendung «Sternstunde Religion» und leitete bis Anfang 2014 die Redaktion Religion beim Schweizer Radio und Fernsehen SRF.

WIE IN NACHHALTIGKEIT INVESTIEREN

# Der Fluss als Einkommensstrom

Conservation Finance kann der Natur helfen und gleichzeitig Rendite erwirtschaften: eine moderne Form des Naturschutzes. *Von Simon Brunner*



Schatten kostet nichts: Das Pflanzen von Bäumen kühlt das Flusswasser des Rogue River in Oregon, USA.

«Unser Schatten ist billig, und er hat sehr tolle Nebeneffekte», sagt Joe Whitworth, Präsident von The Freshwater Trust in Portland, Oregon. Die NGO im amerikanischen Nordwesten hat ein natürliches System entwickelt, um Flusswasser zu kühlen – das ist wichtig für die Natur dort. Und für den modernen Naturschutz, denn der Freshwater Trust legt viel Wert auf die Quantifizierbarkeit der eingesetzten Massnahmen. Wie Whitworth sagt: «Das Messen ist die ‹Lingua franca› zwischen Naturschutz und der Wirtschaft.»

Der Reihe nach: Abwasser von Fabriken wird oft erhitzt, um Bakterien zu töten, doch dann ist es zu warm, um direkt in die Flüsse abgelassen zu werden, und muss vorher gekühlt werden. Der «Clean Water Act» bestimmt, dass Flusswasser in den USA trinkbar sein muss, man darin schwimmen kann und Fische darin leben können. Im Nordwesten des Landes leben viele Lachse «und für sie muss die Flusstemperatur unter 13 Grad sein», sagt Whitworth.

Ortsansässige Firmen bauen aufwendige Kühlsysteme, «sie bezahlen etwa 25 Cents pro Kilokalorie Kühlung», sagt Whitworth, doch «der einf�here Weg, Flusswasser zu kühlen, ist mit Schatten». Mit Schatten? «Ja. Was wir machen, ist keine Hexerei: Wir pflanzen Bäume am Flussrand.» Das System ist effizient: «Wir können für den halben Preis die doppelte Menge Wasser kühlen», sagt Whitworth, zudem schützt das die Flussufer vor Erosion, neue Habitate für Tiere entstünden.

Doch die grösste Innovation des Freshwater Trust liege nicht in den gepflanzten Bäumen, sondern in der Messbarkeit des Effekts, sagt Whitworth: «Nur weil wir genau wissen, wie viele Bäume pro Flächeneinheit wie stark kühlen, kann ein Markt entstehen.» Nur so können Firmen die Kühlung des Wassers auslagern und abgeln, zum Beispiel mit Zertifikaten.

### Investitionen in ein Ökosystem

Die Arbeit des Freshwater Trust ist ein Beispiel für Conservation Finance. In einem gemeinsamen Report der Credit Suisse, des WWF sowie von McKinsey & Co. wird Conservation Finance definiert als «Mechanismus, durch den finanzielle Investitionen in ein Ökosystem gemacht werden, mit dem Ziel, das System längerfristig zu erhalten».

Zu Conservation Finance zählen alle Formen von Investitionen in den Naturschutz: staatliche Gelder, Philanthropie, aber zunehmend auch Investitionen von Privaten mit klaren Renditezielen. Erträge von Naturschutzprojekten können durch Kompensations- oder Ausgleichszahlungen direkt anfallen – oder indirekt, beispielsweise durch die Zertifizierung von

nachhaltig verarbeiteten Gütern aus einem Ökosystem. Der Freshwater Trust ist in verschiedenste Flussprogramme involviert (Motto: «we fix rivers» – «wir reparieren Flüsse»). Demnächst will man einen ersten Fonds für Investoren auflegen.

### 200-Milliarden-Dollar-Markt

Für den weltweiten Schutz der Biodiversität und der Ökosysteme wären laut dem Report von Credit Suisse, WWF und McKinsey jährlich etwa 300 bis 400 Milliarden Dollar nötig. Lediglich 51,8 Milliarden Dollar würden heute tatsächlich pro Jahr investiert, davon stammen etwa 80 Prozent aus staatlichen Quellen.

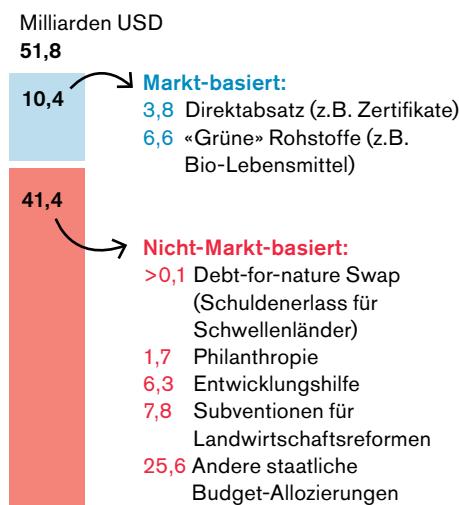
Der Bericht kommt zum Schluss: «Um die globale Nachfrage zu decken, muss sich das privatwirtschaftliche Investitionsvolumen um den Faktor 20 bis 30 auf 200 bis 300 Milliarden Dollar pro Jahr erhöhen, bei der Annahme, dass sich staatliche und philanthropische Mittel verdoppeln.» Sind diese starken Wachstumsraten realistisch? Der Report argumentiert, Investitionen in Einkommensströme der Natur seien unter anderem darum interessant, weil sie das Portfolio diversifizieren (die Natur ist nicht an Makro-Trends geknüpft) und weil die Erträge über längere Zeit anfielen.

«Individuelle und institutionelle Investoren haben grosses Interesse an Conservation Finance», schreiben auch die Autoren eines kürzlich erschienenen «Stanford Social Innovation Review»-Artikels. Es fehle jedoch noch an den passenden Investitionsobjekten und die Risiko-Rendite-Profile müssten klarer verständlich werden – ebenso wie die positiven Effekte auf die Natur.

Zurück nach Oregon. Der amerikanische Präsident Barack Obama sprach 2012 an einer Umweltkonferenz über Bauern, die Bäume am Ufer des Rogue River pflanzten, um damit das Abwasser der Fabriken zu kühlen, und so ein zusätzliches Einkommen generierten. Obamas Resümee: «Es funktioniert für die Firmen, es funktioniert für die Bauern, es funktioniert für den Lachs. Das Problem ist gelöst.» □

### Conservation Finance

Zu Conservation Finance werden finanzielle Investitionen in ein Ökosystem gezählt, die das System längerfristig erhalten sollen.



Quelle: Global Canopy Programme (2012)

**78% der Conservation-Finance-Mittel stammen aus Industriestaaten.**

**59% davon werden da investiert, der andere Teil wird in Schwellenländer transferiert.**

### Literatur

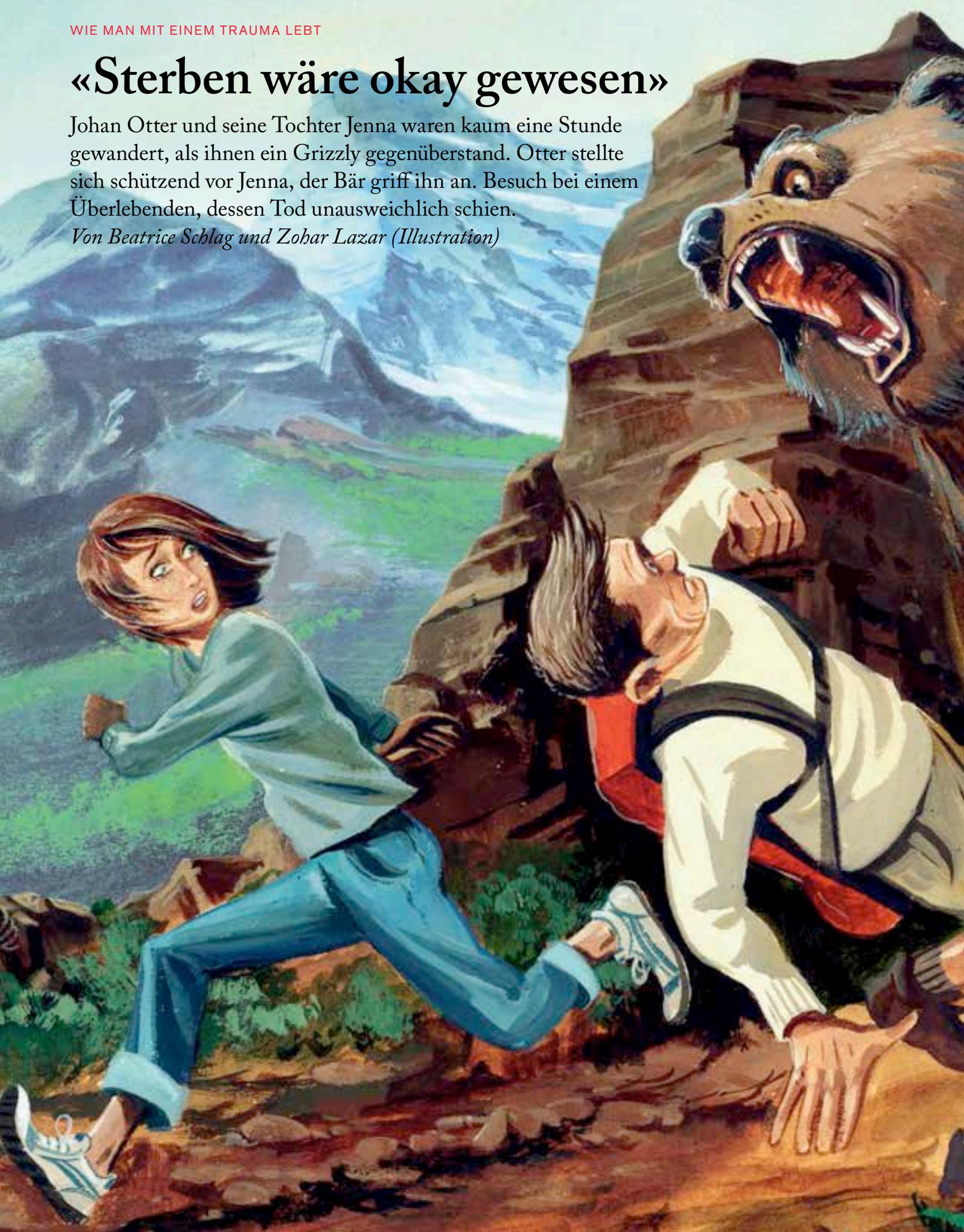
- «Conservation Finance: Moving beyond donor funding toward an investor-driven approach», Credit Suisse, WWF und McKinsey & Co. (2014).
- «Making Conservation Finance Investable», Stanford Social Innovation Review (2014).

WIE MAN MIT EINEM TRAUMA LEBT

# «Sterben wäre okay gewesen»

Johan Otter und seine Tochter Jenna waren kaum eine Stunde gewandert, als ihnen ein Grizzly gegenüberstand. Otter stellte sich schützend vor Jenna, der Bär griff ihn an. Besuch bei einem Überlebenden, dessen Tod unausweichlich schien.

Von Beatrice Schlag und Zohar Lazar (Illustration)





In Hemd und Mütze wirkt Johan Otter sehr jung, sehr gesund und so sportlich, wie er ist. Wenn der schmale 53-Jährige die Mütze abnimmt und die Ärmel hochkrempt, ist sein Körper ein Narbenfeld. Seine kahlrasierte Kopfhaut ist ein welliges Flickwerk verschiedener Hauttransplantationen. Sein rechter Arm ist mit Dellen und Narben übersät. «Wie Hals, Rücken und Oberschenkel aussehen», sagt er, «wollen Sie gar nicht wissen.»

Der in den Niederlanden aufgewachsene Physiotherapeut, seit vielen Jahren im kalifornischen San Diego zu Hause, Ehemann und Vater zweier erwachsener Töchter, versucht die Stimmung aufzuheitern. «Ich war nie ein sehr maskuliner Typ. Macho-Verhalten schien mir blödsinnig. Aber ganz ehrlich: Zu erleben, dass ich, der schmächtige Kerl, mich mit einem Grizzly anlege, finde ich im Nachhinein nicht schlecht.» Er will nicht cool klingen. Der leise Stolz ist lediglich ein Schaumkrönchen im emotionalen Wechselbad zwischen Ungläubigkeit, Dankbarkeit, Zorn und Angst, das Otter, den Überlebenden, seit neun Jahren begleitet.

Auf die Frage, was ihm als Erstes einfällt zu seiner Begegnung mit dem Grizzly, der ihn fast totbiss, sagt er: «Eine Erfahrung, die man niemandem wünscht. Aber irgendwann wird sie ein Teil von dir. Was bleibt, ist eine unglaubliche Wertschätzung des Lebens. Es ist ein Wunder, dass ich nicht nur überlebt habe, sondern sogar wieder Marathons laufen kann. Nichts davon ist mit Geld zu kaufen. Auf dem Berg zählte mein Kontostand nicht. Die Leute, die mir halfen, interessierten sich nicht dafür. Es ist ein Geschenk, wenn du verstehst, wie viel im Leben du nicht kaufen kannst.» Er hat jetzt Tränen in den Augen, und es ist ihm peinlich. «Vor andern zu weinen, ist hart für mich», sagt er. «Aber ich kann mich dagegen nicht wehren. Ich hatte so viel Glück. Der Gedanke wirft mich jedes Mal wieder um. Ich denke noch immer, das habe ich nicht verdient.»

#### Dann stand der Bär vor ihm...

Der Ausflug zum Glacier National Park an der Grenze zwischen dem US-Bundesstaat Montana und Kanada war ein Geschenk zum High-School-Abschluss seiner damals 18-jährigen Tochter Jenna. Seine Frau Marilyn und Jennas Schwester Stephanie blieben in San Diego. Johan und Jenna waren die Wanderer in der Familie.

Sie brachen früh auf an jenem 25. August 2005, um anderen Wanderern zuvorkommen. Die leichte, aber spektakuläre Route oberhalb des malerischen Grinnell-Sees ist kein Geheimtipp. Jenna, die vorausging, verschwand hinter einer Wegbiegung. Johan Otter fotografierte. Er konnte sich an der Schönheit der Landschaft nicht sattsehen. Auf einmal kam Jenna angerannt, lief an ihm vorbei und schrie etwas. Er verstand ihre Worte nicht. Dann stand der Bär vor ihm. Es war ein Grizzly von sicher 200 Kilogramm, der mit aufgerissenem Maul und angelegten Ohren auf ihn zusprang und ihn sofort in den linken Oberschenkel biss. Dann biss er wieder und wieder zu, in Arme, Schultern und Rücken und riss ihm mit seinen Kralien die Kopfhaut in Stücke. Johan Otter spürte keinen Schmerz, hörte nichts und roch den Bären nicht einmal, als dessen

## Er spürte keinen Schmerz, hörte nichts und roch den Bären nicht einmal.

aufgerissene Schnauze direkt vor seinem Gesicht war: «Es gab keinen Raum für Gerüche oder Geräusche. Mein Körper entschied, welche Wahrnehmungen wichtig waren und welche nicht. Ich bin bis heute überwältigt, wie die Natur funktioniert. Geruch, Geräusche, Schmerz, Angst, Panik – das alles war überflüssig und wurde folglich ausgeblendet. Ich musste wachsam bleiben, wenn ich meine Tochter retten wollte. Ich glaube, ich habe noch nie in meinem Leben so scharf gedacht.» Otter war klar, dass er verschwinden musste, wenn er überleben wollte. Auf der rechten Seite des schmalen Wanderpfads war die Bergwand, links ein steiler Abgrund. Aber etwa sieben Meter unter sich sah er einen mit Gestrüpp bewachsenen Felsvorsprung. Der Fall würde weh tun, ihn aber nicht umbringen.

Er hechtete in die Tiefe und dachte: «Das wird eine gute Story fürs Büro.» Heute macht ihn das ziemlich fassungslos. «Wer denkt in einem solchen Moment so etwas?» Er verflingt sich in den Ästen des Gestrüpps und sah nach oben. Seine Tochter versuchte vergeblich, den Verschluss der Pfefferspraydose zu entriegeln. Er hörte sie schreien und sah den Bären auf sie losgehen. Er rief, sie solle zu ihm hinunter-

springen. Jenna sagt, sie habe es nicht gehört. Sie erinnert sich nicht mehr, ob sie kurz bewusstlos wurde und über den Wegrand fiel oder ob sie sich den Abhang hinunterrollen liess. Nachdem sie noch tiefer gefallen war als ihr Vater, landete auch die 18-Jährige auf einem Felsvorsprung.

Sie legte sich hin und rollte sich zusammen. Denn sie wusste, was sie ihrem Vater nicht mehr hatte sagen können: Der Bär war eine Bärin. Bei ihr hatte Jenna hinter der Wegbiegung zwei Junge gesehen, bevor sie zurückrannte. Stellte sie sich tot, wenn die Bärin sie fand, hatte sie vielleicht eine Chance. Denn der Auslöser für die Aggressivität der Grizzly-Mutter war bloss, dass sie und ihr Vater dem Bärennachwuchs zu nahe gekommen waren.

#### Der tiefe Instinkt der Eltern

Der Grizzly hatte ihren Vater mittlerweile aufgespürt. Der Bär rannte «schneller als alles, was ich je gesehen habe» auf den am Boden liegenden Mann zu und sprang auf den Rucksack, den Otter immer noch trug. «Dann hob er mich am Rucksack hoch und schüttelte mich hin und her wie eine Stoffpuppe.» Plötzlich fiel ihm ein, dass seine Tochter keinen Rucksack hatte. «Wenn der Bär Jenna so hochhob und schüttelte, würde sie tot sein», dachte Otter. «Also muss ich den Grizzly in meiner Nähe halten.» Die Frage, ob der eigene Überlebensinstinkt in einer solchen Situation nicht siegt, verneint er ohne Zögern: «Ich glaube, dass der Instinkt, seine Kinder zu beschützen, einer der tiefsten ist, die man hat. Der Bärin, die weiß ich im Nachhinein, ging es nicht anders. Ich musste weg, damit ihre Jungen sicher waren.»

Otter verspürte noch immer keine Schmerzen, obwohl der Grizzly immer wieder zubiss und er wusste, dass er in Lebensgefahr war. Er sagt: «Die Schlagzeile: „Vater stirbt grausam, um Tochter zu beschützen“ wäre falsch gewesen. Es wäre nicht grausam gewesen. Es hätte sehr blutig ausgesehen, aber für mich wäre es okay gewesen. Es hätte nicht weh getan.» Aber noch war seine Tochter nicht in Sicherheit. Otter schaffte es, sich aufzurichten. Er krallte seine linke Hand in den rauen Pelz an der Kehle der Bärin und sprang. Sie fiel mit ihm. Ihr Blick ist ihm unvergesslich: «Sie hatte hellbraune Augen. Wir projizieren so viele Gefühle in Tiere. Aber ihre Augen waren völlig emotionslos. Keine Angst, kein Zorn. Ich war nur eine Sache, die sie loswerden musste.»



Wunder der Medizin: Johan Otter mit einem Korsett zur Stabilisierung der Halswirbel.



Ein langer Weg: Otter und Tochter Jenna 2007 zurück am Ort, wo der Bär sie angriff.

Beide landeten erneut auf einem bewachsenen Felsvorsprung. Otter wusste nicht, dass es derselbe Vorsprung war, der auch Jennas Fall gestoppt hatte. Er hatte alles versucht, den Grizzly von ihr fernzuhalten. Stattdessen hatte er ihn in ihre Nähe mitgerissen. Jenna war keine 30 Meter entfernt und hörte ihren Vater schreien, woran er sich nicht erinnert. Johan Otter lag auf dem Bauch und dachte: «Ich bin ein Stuntman im Kino. Es ist ein Kampf zwischen Cowboys und Indianern in einem alten Western. Aber meine Verletzungen sind real. Warum sagt der Produzent nicht stopp? Irgendwann holt dich etwas wieder in den Körper zurück.»

Er ließ sich ein drittes Mal fallen, weil er dachte, er sterbe sowieso. Unter ihm schien die Bergwand glatt abzufallen. Ein kleiner Fels bremste seinen Fall, kurz darunter landete er aufrecht auf einer Art Sims, gross genug für zwei Füsse, aber zu klein, sich hinzusetzen oder hinzulegen. Die Bärin sah auf ihn hinunter. Sie konnte nicht springen. Der Sims war zu schmal. Irgendwann trollte sich das Tier. Jetzt wurde Otter zornig. Und unendlich müde. Er war sicher, das Jenna inzwischen entkommen war. Er betrachtete seine Verletzungen, betastete seine tiefen Kopfwunden.

Sein Kopf war voller Blut, er konnte nichts sehen. Er schaffte es, ein Augenlid zu öffnen: «Ich dachte: ‹Gott, Allah, Buddha, wer immer du bist, danke.›» Es war ihm egal, wer es war und ob es ihn wirklich gab. «Es war alles so surreal», sagt er rückblickend, «vielleicht musste ich mich bei jemand Surrealem bedanken. Es ist mir auch heute nicht wichtig, wer oder was es ist. Ich halte es mit meinem Vater, der sagte: ‹Der Tod muss etwas Gutes sein, denn keiner kam je zurück.›»

Sekunden später passierte das Schlimmstmögliche: Er hörte seine Tochter schreien. Dann herrschte Stille. Der Grizzly hatte sie gefunden. Er wusste, dass

er ruhig sein musste, sonst würde die Bärin noch wütender. Irgendwann rief er nach Jenna. «Sie antwortete sofort. Der Grizzly war weg. Und ihre Stimme klang kräftig. Was ich nicht wusste, war, dass sie da kauerte und ihre Finger ein Loch in ihrem Hinterkopf betasteten.» Später erzählte sie ihm, der Grizzly habe ein paar Sekunden lang ihr ganzes Gesicht im Maul gehabt, ihr in den Schädel gebissen und ihr die Haut in der rechten Gesichtshälfte von der Unterlippe bis zum Kinn heruntergerissen. Er fragte, ob sie sehen könne. Sie bejahte und wollte wissen, wie es ihm gehe. Es habe ihn ziemlich bös erwischt, antwortete Otter.

#### Es fehlt die Kraft, zu schreien

Vater und Tochter begannen, laut um Hilfe zu rufen. Jenna wagte nicht, zu ihm zu kriechen. Ihr Rücken schmerzte. Sie wusste nicht, wie schwer ihre Verletzungen waren. Johan Otter konnte kaum mehr stehen. Er legte seinen Rucksack ab und holte eine Jacke heraus. Irgendwie schaffte er es, auf den Felsvorsprung über sich hochzuklettern. Endlich konnte er sich hinsetzen. Ihm war schwindsüchtig. Er fror, ihm fehlte die Kraft zu schreien.

Plötzlich hörte er Jenna mit jemandem reden. «Dad», rief sie, «es sind Leute da. Sie haben Hilfe angefordert.» Der erste Wanderer, der über den Abhang zu ihm hinunterkroch, sah ihn entgeistert an. Später sagte er, er habe nie einen grausamer zugerichteten Menschen gesehen. Immer mehr Menschen kamen hinzu, zogen ihre Jacken aus, deckten den frierenden Mann mit dem blutigen Gesicht zu und hielten ihn warm. Denn jetzt wollte Johan Otter nur noch schlafen. Er schlitterte vor Kälte. Eine junge Frau legte sich mit ihrem Oberkörper quer über seine Brust, um ihn gegen den Wind zu schützen. Er dachte, sie wird die Blutflecken nie mehr aus ihren Kleidern bringen. Die liebevolle Geste der Fremden ist ihm unvergesslich.

In dem steilen Gelände war eine Helikopterlandung unmöglich. Der Parkwächter, der nun eingetroffen war, riet von einem Transport auf der Trage bis zu einem möglichen Landeplatz ab: Otter würde den Transport nicht überleben. Die Zeit drängte. Ein Helikopter mit Seilwinde war die einzige Lösung. Otter hatte Angst. «Werde ich sterben?», fragte er. «Nicht hier oben», sagte der Wächter. Festgeschnürt auf einer Trage wurde der Schwerverletzte zum nächsten Parkplatz geflogen, wo eine Ambulanz wartete.

Im Krankenhaus in Kalispell, Montana, konnten die Ärzte kaum glauben, dass Johan Otter überhaupt noch am Leben war. Ausser den gebrochenen Halswirbeln, den Bissen am Schädel und den gebrochenen Rippen zählten sie 25 offene Wunden. Die Ärzte gaben ihm eine Tensusspritze und Antibiotika und überwiesen ihn nach Seattle. Sein Fall überforderte ihre Möglichkeiten. Jenna blieb in Kalispell. Sie hatte neben der Gesichtsverletzung und der Schädelfraktur eine tiefe Bisswunde an der Schulter.

#### Keine Gedanken an die Zukunft

Oters zweiter Halswirbel war gebrochen, ebenso der sechste und der siebte. Der Physiotherapeut wusste, dass er nur zwei Optionen hatte: Versteifung des oberen Wirbelsäulenabschnitts oder Stabilisierung durch ein Schrauben-Stab-Korsett. Er wollte keine Versteifung, das Risiko einer lebenslangen Behinderung war zu gross. Als sie die Schrauben des Gerüsts an seinem Schädel festzogen, dachte er, sein Kopf platze auf wie eine Nuss.

Er war von oben bis unten verbunden. Panikattacken quälten ihn. «Die mentalen Schmerzen waren schlimmer als die körperlichen. Man ist vollständig von andern abhängig. Das Gerüst um seinen Kopf, sagt Otter, sei genauso unerträglich gewesen, wie es auf Bildern aussehe. Er >



Das Glück der Überlebenden: Familie Otter auf einer Aufnahme von Anfang 2014.



Der Ort des Unglücks: Grinnell-See im Glacier National Park an der Grenze zu Kanada.

erhielt Morphium, Valium und Oxycodon gegen Schmerzen, Angst und Depressionen. Der Schlaf mit den starken Medikamenten war nicht erholsam, aber er brachte wenigstens ein paar Stunden Ruhe. Otter verbot sich, an die Zukunft zu denken: «Mein einziges Ziel war, bis morgen zu überleben. Ich weinte die ganze Zeit. Ich wusste nicht, wie ich aussah, ich wollte nicht in den Spiegel sehen. Später habe ich Fotos gesehen, die bei meiner Aufnahme im Krankenhaus gemacht wurden. Da verstand ich, warum mich die Leute, die mich fanden, so entsetzt angestarrt hatten.»

### Einmal im Leben ein Held

Nach dem Nackengerüst kamen die Hauttransplantationen von seinem Rücken auf den Schädel. Seine Frau Marilyn hatte sich von ihrer Schule beurlauben lassen, um bei ihm zu sein. Er weinte vor Erleichterung und Schuldgefühlen, als er sie sah. Er war an allem schuld. An dem Ausflug. Daran, dass Jenna verletzt weit weg von ihnen und von zu Hause in einem Krankenbett lag. Daran, dass das Geburtstagsgeschenk für seine Frau noch im Auto lag, das noch in Montana stand. Seine Frau sagte: «Du bist mein Geschenk.»

Nach wenigen Tagen machte er erste Schritte. Jenna kam für einen Tag aus Kalispell. Sie ging am Stock. Ihr Gesicht war geschwollen. Sie trug ein Rückenkorsett, ein Arm war in der Schlinge. «Dad, ich muss dir danken, dass du mein Leben gerettet hast», flüsterte sie. Er sagte, das brauche sie nicht, aber es machte ihn glücklich. Im Spital machte die Geschichte des Grizzly-Helden die Runde. Er genoss es mit Skepsis: «Toll, einmal in deinem Leben hält man dich für einen Helden. Aber ich dachte nicht so. Wir Europäer neigen weniger zum Heldenhumor als die Amerikaner.»

Zwei Wochen und zwei Tage nach der Grizzly-Attacke kehrte Johan Otter nach Hause zurück. Seine Frau hatte ein

Spitalbett ins Wohnzimmer stellen lassen. Ärztlich betreut wurde er nun vom Scripps Memorial Hospital in San Diego, für das er seit Jahren als Physiotherapeut arbeitete. Körperlich machte er schnell Fortschritte. Aber er hatte psychische Probleme. Er war manisch überschwänglich und zuversichtlich, wenn Besucher da waren. Er wollte niemanden belästen. Er sorgte sich um seine jüngere Tochter Stephanie. Alles drehte sich um Jenna und ihn. Würde Stephanie damit zurechtkommen? Nachts kamen die Alpträume. Und als sein Nackengerüst nach drei Monaten entfernt wurde, dachte er, ein Windstoss reiche, um ihm das Genick zu brechen.

Schon Wochen später nahm er sein Lauftraining wieder auf. Und fand heraus, dass der Grizzly-Film, der unentwegt in seinem Kopf lief, sich beim Rennen veränderte. «Inzwischen sind neun Jahre vergangen», sagt er. «Etwa sieben Jahre lang erlaubte mir mein Gedächtnis sehr langsam, so und so weit zu gehen. Die meisten Leute verstehen das nicht. Ich wusste im Kopf, das und das ist geschehen, aber ich hatte keine Empfindungen dazu.»

### Wenn die Gefühle kommen

In seiner Erinnerung war die Grizzly-Geschichte in kleine Sequenzen zerhackt. «Es ist schwer zu erklären», sagt Otter, «nach und nach entschied mein Körper, was er freigeben kann. Irgendwann sagte etwas in mir, jetzt kannst du Jennas Fall vom Wanderweg anschauen. Jetzt kannst du zulassen, dass sie vor Angst selber fast in die Tiefe springen wollte. Jetzt kannst du dich fühlen lassen, dass du fast verblutet bist.» Aber es hatte lange gedauert, bis er herausfand, dass das Einzige, was wirklich half, das Reden war: «Während des Lauftreffens erzählte ich mir jeden Tag, was passiert war. Ich kam immer wieder an den Punkt, wo ich dachte, was auch noch hätte passieren können und dass ich eigentlich hätte

sterben müssen. Dann begann ich zu zittern. Wir sind programmiert, alles zu planen. Aber so funktioniert das nicht.»

Er musste sich erlauben, gesund zu werden. Er musste andern erlauben, ihm dabei zu helfen, was noch schwerer war: Er lernte, keine Angst vor den Gefühlen zu haben, die ihn überfielen. «Man muss wissen, dass einige davon einen zum Weinen bringen werden. Aber man muss der Natur auch trauen, dass sie uns nicht mit allen Emotionen gleichzeitig überrollt.»

Jenna habe ganz anders reagiert. Sie wollte nie über den Bären reden. Es dauerte drei Jahre, bis er sie dazu bringen konnte, gemeinsam die Route von damals zu Ende zu gehen. Jenna Otter studiert jetzt Medizin im dritten Jahr in New York. Seit kurzem geht sie zu einem Psychiater. Aber das, sagt Johan Otter, habe sie nur ihrer Mutter erzählt. «Ich glaube, sie wird nicht zufällig Ärztin», sagt der Vater. «Ihre Patienten werden ihr helfen, sich selber zu heilen.»

Zwei Monate, nachdem er die Arbeit wieder aufnahm, bot ihm seine Chefin ihren Job an. Er akzeptierte und schrieb daneben seine Doktorarbeit in Physiotherapie. Inzwischen ist er Direktor für Gesundheit am Arbeitsplatz und wundert sich manchmal, wie wenig ihn Kritik in Meetings anficht: «Ich sehe die Leute an und denke: Ihr könnt euch nicht annähernd vorstellen, was ich überlebt habe. Mir ist egal, ob ich mir hier eine Blösse gebe oder ihr mich angreift. Ihr seid nicht halb so schlimm wie der Bär.»

Im letzten Jahr gelang Otter bei einem Lauf, was er seinen PBP nennt, seinen «Post Bear Personal Record». Nächstes Jahr will er wieder am Boston Marathon teilnehmen. □

**Beatrice Schlag** schreibt für die «Weltwoche» aus Zürich und Los Angeles.

# Wir alle sind das Team

Hauptsponsor seit 1993



[credit-suisse.com/nationalteams](http://credit-suisse.com/nationalteams)



«Alltägliche Probleme der Menschheit lösen»: traditionelle Krieger im Neuguinea.

## WAS WIR VON URVÖLKERN LERNEN KÖNNEN

# «Ein BMW in Zürich und ein Schwein auf Neuguinea haben eine ähnliche Funktion»

Jared Diamond erforscht traditionelle Völker. Der Wissenschaftler ist überzeugt, dass westliche Gesellschaften einiges lernen könnten von den Stämmen, die heute noch leben wie vor Hunderten von Jahren. *Interview: Simon Brunner*

*Professor Diamond, wie nahe sind wir unseren Vorfahren, die in Höhlen lebten?*

Wir sind ihnen so nahe, dass Sie einen Höhlenbewohner, der in moderner Kleidung durch Zürich lief, nicht als solchen erkennen würden. Die genetischen Unterschiede zwischen unserem Körper und dem der Höhlenbewohner sind für moderne Menschen nicht zu erkennen: zum Beispiel die heute im Durchschnitt etwas kleineren Zähne, das unsichtbare Enzym Laktase oder bei einigen modernen Völkern eine genetische Resistenz gegen bestimmte Infektionskrankheiten.

### Aber unser Verhalten hat sich über die Jahrhunderte stark gewandelt.

Ja und nein. Unser Verhaltensrepertoire unterscheidet sich nicht grundlegend von dem vor elftausend Jahren. Wir können töten, und wir können uns fürsorglich um Kranke kümmern. Wofür wir uns entscheiden, hängt – heute wie früher – von der Gesellschaft und den Umständen ab.

*Doch wir jagen und sammeln nicht mehr, sondern verbringen grosse Teile des Tages vor dem Computer. Hinkt unsere geistige Entwicklung möglicherweise dem Fortschritt unserer Zeit hinterher?*

Hübsche Frage! Man könnte beispielsweise annehmen, dass das Lesen bestimmte Anpassungsleistungen des Gehirns verlangt, die sich erst in den letzten Jahrtausenden herausgebildet haben, also nach der Erfindung des Schreibens. Angehörige traditioneller Gesellschaften lernen aber ebenso schnell lesen wie Angehörige moderner Gesellschaften. Das zeigt, dass das menschliche Gehirn ein flexibles Organ ist, das auch Aufgaben bewältigen kann, die ihm entwicklungsgeschichtlich erst in der

jüngsten Zeit aufgetragen wurden, wie Lesen oder neuerdings Twittern.

*Sie erforschen seit Jahrzehnten eingeborene Stämme in Neuguinea. Was können hochentwickelte Zivilisationen von Völkern lernen, die heute noch leben wie unsere Urahnen?*

Die traditionellen Gesellschaften haben Tausende von natürlichen Experimenten durchgeführt, um die alltäglichen Probleme der Menschheit zu lösen. Manche der Versuche erscheinen uns bewundernswert und nachahmenswert. Ich denke daran, wie traditionelle Gesellschaften Kinder zu selbstbewussten Persönlichkeiten erziehen, alte Menschen in die Gesellschaft einbinden, ein klares Bewusstsein für Gefahren entwickeln. Bei anderen Sachen sagen wir allerdings: «Gott sei Dank haben wir das überwunden» – beispielsweise die Tötung von Kindern und Alten in manchen Gesellschaften.

*Sie schreiben: «Es scheint, als hätten wir vergessen, wie wertvoll die Grossfamilie ist – im Westen lastet der ganze Druck auf den Eltern.» Was machen die Neuguineer besser?*

In traditionellen Gesellschaften sind nicht nur die biologischen Eltern Vorbilder für die Kinder, sondern praktisch alle Erwachsenen im Dorf. Mehrere Vorbilder zu haben, ist für Kinder heute genauso wichtig wie früher. Ich habe viele Freunde in Amerika und Europa, die das Pech hatten, dass sie von überforderten biologischen Eltern erzogen wurden, und nur deswegen psychisch gesund blieben, weil sie Kontakt zu einem stabilen Erwachsenen hatten – selbst wenn dieser Kontakt nur aus einer wöchentlichen Stunde bei einem verständnisvollen Klavierlehrer bestand. Dieser Kontakt ist in vielen

traditionellen Gesellschaften garantiert, bei uns nicht.

*Sie loben traditionelle Gesellschaften auch für ihre liberale Kindererziehung. Ist es wirklich so, dass Kinder im tropischen Regenwald länger draussen spielen dürfen, trotz der wilden Tiere und der feindlichen Stämme?*

Die Haltung bei diesen Stämmen ist üblicherweise die, dass Kinder selbstständig entdecken und experimentieren und aus ihren Fehlern lernen sollen, weil sie später als Erwachsene für ihr Leben allein verantwortlich sein werden. Wie andere westliche Besucher, die sich in traditionellen Gesellschaften aufgehalten haben, bin ich immer wieder beeindruckt von den sozialen Fähigkeiten und dem Selbstbewusstsein der Kinder.



**Jared Diamond**, 76, wird oft als Universalgelehrter bezeichnet. Er studierte Physiologie, wandte sich später der Evolutionsbiologie und der Biogeographie zu. Heute ist er Professor für Geographie an der University of California, Ornithologe, Umweltschützer, spricht 12 Sprachen und spielt Klavier. Diamond gehört verschiedenen renommierten Verbänden an (u.a. der National Academy of Sciences) und wurde mehrfach ausgezeichnet: Er erhielt die National Medal of Science oder den Tyler Prize for Environmental Achievement und viele weitere Ehrungen. Der Amerikaner hat über 600 Artikel veröffentlicht, sein Buch «Arm und Reich – Die Schicksale menschlicher Gesellschaften» gewann 1998 den Pulitzer-Preis. Zuletzt erschien von ihm: «Vermächtnis: Was wir von traditionellen Gesellschaften lernen können» (S. Fischer Verlag). Diamond lebt mit seiner Frau in Los Angeles, sie haben zwei Söhne.

*In unserer westlichen Gesellschaft werden alte Menschen oft ausgegrenzt. Wie pflegen traditionelle Gesellschaften ihre älteren Mitglieder?*

Da gibt es grosse Unterschiede. Im schlimmsten Fall werden Alte regelmässig getötet oder ausgesetzt. Das gilt vor allem für nomadische Gesellschaften und für Gesellschaften in abgelegenen Randregionen. Dagegen ermöglichen die meisten sesshaften traditionellen Gesellschaften alten Menschen ein angenehmeres Leben als die moderne Industriegesellschaft, weil die Alten in Gemeinschaft mit ihren Kindern und Familienangehörigen und ihren langjährigen Freunden leben und bis zuletzt eine wichtige soziale Rolle spielen.

*Die traditionellen Gesellschaften sind oft aufgeteilt in kleine Gruppen von «Freunden» und «Feinden» und eine grosse Gruppe von ehemalig feindlich gesinnten «Fremden». Was kann eine globalisierte, offene Gesellschaft von solch geschlossenen Gesellschaften lernen?*

Wir können froh sein, dass unsere Welt nicht mehr so rigide eingeteilt ist. Aber traditionelle Gesellschaften können zumindest aus dem kleinen, stabilen «Freunde»-Kreis einen Vorteil ziehen: Daraus erwachsen lebenslange Freundschaften. In Europa und vor allem in Amerika, wo die Leute mobiler sind und häufig den Wohnort wechseln, haben alte Menschen oft keinen Kontakt mehr zu ihren Kindheitsfreunden. Ich selbst beispielsweise habe mit 76 Jahren nur noch zu zwei Personen Kontakt, die ich aus meiner Kindheit kenne. Ein Freund von mir, der lange in einer abgelegenen, ländlichen Region Afrikas gearbeitet hat, sagt es so: «Das Leben der ländlichen Afrikaner ist materiell ärmer, aber sozial reicher als das Leben von Amerikanern und Europäern.»

*Es klingt erstaunlich, aber Sie sagen, dass die Stämme im Urwald in mancherlei Hinsicht gesünder leben als wir.*

Sie sind gesünder durch die relative Abwesenheit jener Krankheiten, die mit unserer modernen Lebensweise einhergehen: Diabetes, Herz-Kreislauf-Erkrankungen oder Schlaganfälle. In traditionellen Gesellschaften sind die Menschen relativ frei von diesen Leiden, die das Ergebnis eines Zusammenspiels von Genen und moderner Lebensweise

sind. Dazu gehören geringe körperliche Tätigkeit, hohe Kalorienzufuhr, hoher Zucker- und Salzkonsum und mangelnder Konsum von Ballaststoffen. Traditionelle Gesellschaften sind aber auch ungesünder, weil dort Infektionskrankheiten häufig auftreten, die mit moderner Medizin geheilt werden können, nicht aber unter den Bedingungen traditioneller Gesellschaften. Daraus resultiert eine geringere Lebenserwartung.

## «Nein, die viele Gewalt in traditionellen Gesellschaften bietet keinen Vorteil.»

*Gibt es eigentlich auch Gemeinsamkeiten in sozialen Belangen zwischen uns und den Völkern, die Sie erforschen?*

Natürlich. Ein verblüffendes Beispiel: Ein BMW in Zürich und ein Schwein auf Neuguinea haben ähnliche Funktionen – beides sind Statussymbole und zugleich Gebrauchsgegenstände. Man nutzt den BMW, um bei Regen zum Einkaufen zu fahren, geniesst aber auch einen höheren Status in den Augen der anderen, die sich nur einen Smart leisten können. In Neuguinea kann man sein Schwein natürlich essen, es hat also einen praktischen Nutzen wie ein Auto. Wer aber Schweine besitzt, legt an Status zu in den Augen derer, die keine oder nur sehr wenige besitzen.

*Worum beneiden uns traditionelle Gesellschaften am meisten?*

In der ersten Phase meiner Feldarbeit antwortete einmal ein Neuguineer auf meine Frage, was er mit dem Geld anfangen werde, das er gerade als mein Mitarbeiter verdient hatte: «Ich werde mir einen Regenschirm kaufen!» Das verriet gutes Urteilsvermögen, denn dort, wo er lebte, gab es 500 Millimeter Regen pro Jahr und Quadratmeter. Ganz allgemein beneiden traditionelle Gesellschaften uns um unseren Zugang zu Werkzeugen – wie den Schirm –, zu moderner Medizin, zu Schulen und zu Nahrung.

*Und um den Frieden? Der Evolutionspsychologe Steven Pinker sagt, etwa 15 Prozent der Menschen in vorstaatlicher*

*Zeit seien eines gewaltsamen Todes gestorben, verglichen mit etwa drei Prozent in frühstaatlichen Gesellschaften und wahrscheinlich weniger als einem Prozent heutzutage.*

Es stimmt, dass vorstaatliche Gesellschaften im Durchschnitt viel mehr Gewalt erleben als staatlich organisierte Gesellschaften. Ein Streit eskaliert, jede Gewalttat bringt neue Gewalt hervor, das kann sehr lange so weitergehen. Es fehlt die zentrale Gewalt und mit ihr fehlen die Mittel zur Deeskalation. Falls Sie darauf hinauswollen: Nein, das höhere Ausmass an Gewalt in traditionellen Gesellschaften bietet keinen Vorteil, da gibt es überhaupt nichts zu lernen. Es ist eine Tragödie, in der diese Gesellschaften ohne Staat gefangen sind.

*Sie pendeln seit vierzig Jahren zwischen Neuguinea und den USA. Was für ein Verhältnis haben Sie zu jemandem, der vor zwanzig Jahren noch Steinäxte hergestellt hat – ist es eine Beziehung zwischen Gleichen?*

Nein. Wir haben besseren Zugang zu moderner Technik und ihren Möglichkeiten. Sie sind viel besser imstande, im Dschungel zu überleben. Ich finde es faszinierend herauszufinden, wo sich unsere Beziehung unterscheidet und wo nicht im Vergleich zu ihren eigenen Beziehungen. Einerseits lachen Neuguineer über die gleichen Situationen wie ich; sie weinen, sind wütend, haben Angst und freuen sich über die gleichen Dinge wie ich. Dann wiederum haben sie ein ganz anderes Verhältnis zu Ehepartnern, Freunden oder Gefahren.

*Hat sich eigentlich Ihr eigenes Verhalten zu Hause in Amerika verändert?*

Ja, ich habe vor allem gelernt, ein realistisches Gefahrenbewusstsein zu entwickeln. Im Westen fürchten wir uns vor Terrorismus, Krieg oder seltenen Seuchen. Aber die viel grössere Gefahr für uns ist der Strassenverkehr. Oder für einen älteren Herrn wie mich, hinzufallen und mir etwas zu brechen. Eine rutschige Dusche kann gefährlicher sein als der Dschungel – das ist etwas, was ich gelernt habe. □

WAS SCHON UNSERE URAHNEN KONNTEN

# Hightech in Stein und Bronze

Der Mensch neigt dazu, die Gegenwart zu überschätzen. Viele Errungenschaften, die wir für neu halten, gab es schon in früheren Zivilisationen. Ausgewählte Beispiele, zusammengestellt von *Mathias Plüss*.



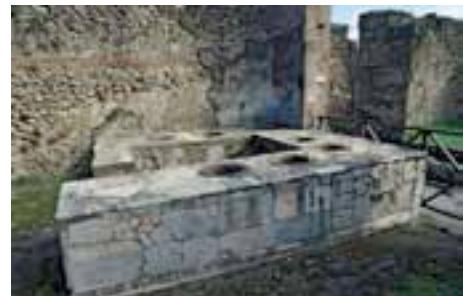
## Das Kino (4000 v. Chr.)

In jungsteinzeitlichen Felshöhlen hat man zahlreiche Wandzeichnungen gefunden, die Geschichten von Schwertkämpfen oder Jagdglück erzählen. Manche Forscher sind überzeugt, dass es sich bei diesen Höhlen um prähistorische Kinos handelte: Die Szenerie ist nämlich so angelegt, dass die Bilder vor dem Auge des Betrachters zu einer filmartigen Sequenz verschmelzen. Von einer Erzählstimme und Musik begleitet, waren diese Steinzeit-Events bestimmt nicht weniger eindrücklich als heute ein Gang ins 3D-Kino.



## Die Hirn-Operation (1450)

Schädelöffnungen waren mancherorts schon vor zehntausend Jahren das Mittel der Wahl zur Behandlung von Schädeltraumata und Hirnkrankheiten. Zur Meisterschaft gebracht haben die Technik vor sechshundert Jahren die Inkas im heutigen Peru: Sie konnten Löcher präzise in den Schädel schneiden, sägen oder bohren und kannten verschiedene Mittel zur Desinfektion. Mehr als neunzig Prozent der Patienten überstanden den Eingriff unbeschadet und lebten danach zum Teil noch mehrere Jahrzehnte.



## Das Fastfood-Restaurant (50 n. Chr.)

«Thermopolium» nannten es die Römer – hinter dem noblen Ausdruck versteckt sich nichts anderes als ein Schnellimbiss. Das Essen, oft Erbsen oder Bohnen, war vorgekocht und wurde in tönernen Becken in der Theke warm gehalten. Man ass im Stehen, Sitzplätze gab es nicht. Weil die meisten Leute keine eigene Küche hatten, waren die Schnellrestaurants sehr beliebt. In Pompeji, wo zuletzt etwa 20 000 Leute gelebt hatten, wurden bei Ausgrabungen beinahe hundert solche Lokale gefunden.



## Die Sitztoilette (2500 v. Chr.)

In den Städten der Indus-Kultur im heutigen Pakistan gab es bereits private WCs und Badezimmer mit Frischwasserversorgung. Die Toiletten waren aus Ziegelsteinen gemauert und hatten einen hölzernen Sitz – die Fäkalien gelangten direkt in die öffentlichen Abwasserkanäle. Der technische Stand der Anlagen war außergewöhnlich hoch: Insbesondere das ausgeklügelte Kanalsystems erforderte genaue Berechnungen.



## Der Präzisions-Tunnelbau (550 v. Chr.)

Einen Tunnel zu graben, ist nicht besonders schwer: Es braucht nur rohe Kraft. Einen Tunnel von zwei Seiten her zu graben, ist etwas ganz anderes: Dazu braucht es Intelligenz. Und hochpräzise Messinstrumente, die sicherstellen, dass auf beiden Seiten auf gleicher Höhe und in der richtigen Richtung geegraben wird. Wenn alles gut läuft, trifft man sich genau in der Mitte – und spart sich die halbe Bauzeit. Erstmals gelungen ist dieses Unterfangen den Griechen, und zwar beim Bau einer Wasserleitung von einem Kilometer Länge durch einen Berg auf der Insel Samos.



## Der Lockenwickler (1400 v. Chr.)

Manche Ägypter, Männer wie Frauen, verbrachten Stunden mit Haarpflege, Make-up und Körperhaar-Rasur. Das Beauty Case der Oberschicht war reich gefüllt: Da gab es etwa Kupferspiegel, Elfenbeinkämme, Rasierklingen, Augenbrauen-Pinzetten, Wangenrouge, Eyeliner- und Lippenstifte. Manche Haushalte besaßen sogar kunstvolle Instrumente aus Bronze, mit denen sich Locken wickeln ließen. □

**Mathias Plüss** ist Physiker und freischaffender Wissenschaftsjournalist.

WAS EIN GUTES KUNSTWERK AUSMACHT

# Ernsthaftigkeit und Aufrichtigkeit

Je moderner die Kunst, desto schwieriger ihre Beurteilung. Einen Picasso bekam man einst für weniger als einen Sou, heute wäre er wohl eine Milliarde Dollart wert. Aber wie weiss man das im Vornhinein? Eine Anleitung von *Will Gompertz*



Der Zeit voraus: Picassos «Les Demoiselles d'Avignon» (Paris, 1907).

Pablo Picasso (1881–1973): *Les Demoiselles d'Avignon* (Paris, Juni/Juli 1907). Öl auf Leinwand, 243,9 × 233,7 cm. New York, Museum of Modern Art (MoMA).  
Aus dem Nachlass von Lillie P. Bliss erworben, 333.1939 © 2014, ProLitteris, Zürich. DIGITAL IMAGE © (2014) The Museum of Modern Art/Scala, Florence

**I**m 19. Jahrhundert, als Marketing für die Massen noch in den Kinderschuhen steckte, bemerkte der amerikanische Geschäftsmann John Wanamaker mit Blick auf die wohl faszinierende, aber notorisch unwissenschaftliche neue Vermarktungsmethode: «Die Hälfte dessen, was ich für Werbung ausgebe, ist rausgeworfenes Geld. Das Dumme ist nur, dass ich nicht weiß, welche Hälfte es ist.»

Dasselbe könnte man auch über das Sammeln von Kunst sagen, zumal, wenn es um Gegenwartskunst geht. Ich habe viele private Sammlungen von Werken gesehen, die, als bahnbrechende Kunst angepriesen, von begeisterten Sammlern über Jahre hinweg für sehr viel Geld gekauft worden waren, den Test der Zeit aber erkennbar nicht bestanden hatten.

Der junge Wilde, der im letzten Jahr für Furore sorgte und bei Sammlern extrem begehrte, gilt unter Kennern inzwischen als langweilig, und jene Videokünstlerin, die vor zehn Jahren heißer war als Venedig im Juli, ist heute nur noch ein Abklatsch ihrer selbst. Für den Sammler sind solche Entwicklungen unangenehm, aber noch unangenehmer ist die grundsätzliche Neubewertung seines einst hochgeschätzten Kunstwerks. Der Marktwert eines nicht mehr gefragten Künstlers fällt schneller als Newtons Apfel, der ihn zum Gesetz über die Gravitation inspirierte.

Wie vermeidet man als Sammler solche Enttäuschungen und erwirbt Kunstwerke, die nicht nur ästhetisch ansprechend sind, sondern auch ihren Wert behalten und ihn im Idealfall sogar noch steigern?

## 70 Prozent abschreiben

Während für den Unternehmer John Wanamaker Werbung halb rausgeschmissenes Geld war, würde ich, was den Ankauf von zeitgenössischer Kunst betrifft, das Risiko sehr viel höher einschätzen. Aus Investoreninsicht muss man rund 70 Prozent der aufgewendeten Summen teilweise oder komplett abschreiben. Und niemand ist vor Irrtümern gefeit. Kuratoren machen genauso Fehler wie begeisterte Privatsammler. Die Lager der grossen Museen sind voll mit Werken, die viel Geld kosten, wahrscheinlich aber nie ins Licht der Ausstellungsräume kommen. Selbst Sir Nicholas Serota, der geschätzte und mächtige Direktor der Tate Gallery, räumt ein, er wisse nie, wie ein neues Werk eines zeit-

genössischen Künstlers zu bewerten sei. Wenn er das schon sagt, wie sieht es dann erst bei uns anderen aus?

Natürlich ist das kein neues Problem. Seit den Anfängen der modernen Kunst, also seit etwa 1850, ist die Beurteilung, welche Kunstwerke von bleibendem Wert sein würden und welche nicht, sehr schwer geworden. Das hat damit zu tun, dass die Rolle des Künstlers sich stark verändert. Im Zeitalter der Klassik ging es darum, bestehende Ideen aufzugreifen und möglichst brillant darzustellen. In der Moderne wurde es entscheidend, nunmehr neue Ideen zu formulieren und brillant darzustellen. Für Sammler und Kritiker bedeutet das ein Problem.

## Die ganze Moderne hindurch haben die Leute Schund gekauft.

So sehr wir auch das Gegenteil behaupten mögen, es ist eine Tatsache, dass wir das Bekannte vorziehen. Dem Wunsch, den nächsten Picasso oder Pollock zu erahnen – und vielleicht die Gelegenheit zu ergreifen, eines seiner Werke zu einem Preis zu erwerben, der sich später als Schnäppchen herausstellen wird –, steht unser natürlicher Konservatismus im Weg. Die Erfahrung zeigt, dass wir, selbst wenn uns die Gelegenheit geboten würde, ein solches epochales Werk zu erwerben, diese Chance vermutlich nicht nutzen würden.

Die ganze Moderne hindurch haben die Leute Schund gekauft und zugleich über Werke von seinerzeit unbekannten Künstlern wie van Gogh, Manet, Pollock oder Duchamp die Nase gerümpft. Selbst der junge Picasso, dessen Genie von der Pariser Avantgarde bereits erkannt wurde, musste sich sagen lassen, dass eines seiner Gemälde misslungen sei. Es handelte sich dabei um die «*Demoiselles d'Avignon*», die er kurz vor der Fertigstellung 1907 Freunden und Kritikern gezeigt hatte. Statt des ergriffenen Staunens, auf das er gehofft hatte, hörte er nur abfällige Kommentare. Matisse warf ihm sogar vor, er wolle die moderne Malerei zugrunde richten.

Picasso (1881–1973) war von der ganz und gar negativen Reaktion auf sein gigantisches Gemälde so enttäuscht, dass er die unfertige Leinwand aus dem Keil-

rahmen riss, sie zusammenrollte und in einer Ecke seines Ateliers deponierte, wo sie jahrelang herumlag und Staub ansetzte. Heute gilt das Gemälde im Besitz des MoMa in New York als eines der grössten Kunstwerke des 20. Jahrhunderts. Es könnte, von privat angeboten, durchaus eine Milliarde Dollar erzielen. Doch 1907, als die Farbe noch frisch aufgetragen war, hätte niemand auch nur einen Sou dafür hingelegt.

## Wie trennt man die Spreu vom Weizen?

Picasso war seiner Zeit einfach viel zu weit voraus. Selbst der Dichter und Kunstkritiker Guillaume Apollinaire, führernder Kopf der Pariser Avantgarde, war noch nicht bereit dafür. Es sollten noch rund dreissig Jahre vergehen, bis Picasso allgemein anerkannt war. Das Gleiche gilt für Jackson Pollocks Abstrakten Expressionismus und für van Goghs eigenwillige, farbtrunkene Bilder. Ihre Werke sind heutzutage Abermillionen Dollar wert, doch in ihrer Entstehungszeit hätte man sie nicht einmal für umsonst genommen.

Diese Schwierigkeit, zeitgenössische Kunst von bleibendem Wert zu erkennen, ist heute noch offenkundiger. Nie war es so schwer, die Spreu vom Weizen zu trennen. Der Sammler von heute operiert auf einem Markt, der in den letzten zwanzig Jahren ein exponentielles Wachstum verzeichnet hat. Noch nie wurde so viel Kunst für so viele Leute geschaffen. Der Kunstmarkt, einst eine exklusive Veranstaltung, wo einige Reiche eine Handvoll Künstler förderten, hat sich in eine globale Industrie verwandelt – Tausende von reichen Sammlern wollen unbedingt ein Stück vom Kuchen abhaben. Um die Nachfrage zu befriedigen, läuft der Kunstbetrieb inzwischen auf Hochtouren. Künstler produzieren massenhaft Kunstwerke für einen stetig wachsenden Markt.

Man sieht diese Arbeiten in den grossen kommerziellen Galerien, die sich in den teuersten Strassen der Welt befinden, in unmittelbarer Nachbarschaft von Läden, in denen andere Luxusgüter verkauft werden. Man sieht sie in den eleganten Verkaufsständen, die, von Miami bis Hongkong, unter der Sammelbezeichnung Kunstmesse daherkommen. Und man sieht sie bei Sotheby's und Christie's, wo sie bei immer häufigeren Auktionen von zeitgenössischer Kunst für viel Geld angeboten werden. Man sieht sie überall und kann sie überall kaufen, aber welche >

unter diesen Tausenden von Arbeiten sind am Ende die wenigen, vor denen künftige Generationen sich im New Yorker MoMA, in der Londoner Tate oder im Pariser Pompidou drängen werden?

### Ein Urinal verändert die Welt

Die Antwort auf die Frage, wie man bedeutende Arbeiten und Meisterwerke der Zukunft erkennen kann, sollte mit einem Wort beginnen: Authentizität. Welche Gefühle der Künstler im Betrachter auch auslösen möchte, was immer er vermitteln will – wenn das Werk nicht mit der allergrößten Ernsthaftigkeit und Aufrichtigkeit ausgeführt wurde, wird es nicht länger halten als ein aufgeschnittenes Stück Obst im Sommer. Selbst Marcel Duchamps witzige Kunst, die auf den ersten Blick oberflächlich, ja geradezu kindisch anmuten mag, wurde mit ausserordentlicher Strenge und Intelligenz ausgeführt.

Als Duchamp (1887–1968) ein weisses Porzellanurinal der Firma J. L. Mott mit R. Mutt signierte und 1917 in New York zur seinerzeit grössten Ausstellung zeitgenössischer Kunst einreichte, musste man das für einen besonders albernen Versuch eines Dilettanten halten, Aufmerksamkeit zu erregen. Viele würden das heute noch so sehen.

Man musste das für  
einen besonders  
albernen Versuch eines  
Dilettanten halten.

Doch töricht war es keineswegs. Es war eine überaus seriöse Idee – mit ironischem Anstrich. Duchamp wählte ein Urinal als Thema, um die Behauptung anzufechten, dass Kunst immer schön sein müsse. Er kaufte das Objekt in einem Sanitärgeschäft, statt selbst eines anzufertigen oder zu malen, weil er die These, ein Kunstwerk müsse vom Künstler persönlich geschaffen werden, hinterfragen wollte. Er fragte: Was ist Kunst, und wer ist ein Künstler? Mit seinem Urinal konnte er zeigen, welchen Einfluss die Kunst auf unser Denken hat. Er nahm ein kostengünstiges Massenprodukt, und indem er es in einer Kunsthalle präsentierte und dadurch in einen neuen Kontext stellte, verwandelte er es in etwas Einzigartiges und Wertvolles. Das jeden-

falls war die Absicht, auch wenn es am Ende nicht ganz funktionierte.

Statt Duchamps Urinal statutengemäß zu präsentieren (jeder Künstler, der die Zulassungsgebühr entrichtet hatte, hatte Anspruch darauf, dass sein Werk gezeigt wurde), beschloss das Ausstellungskomitee nämlich, das eingereichte Werk zu zerstören (die Duchamp-Urinale, die man heutzutage in Museen sieht, sind autorisierte Kopien). Die Ausstellungsmacher mussten jedoch erkennen, dass man ein Kunstwerk zerstören kann, nicht aber eine Idee. Duchamp hat die Kunst ein für allemaal verändert.

### Es muss gut sein

Heute kann die Welt nicht genug von ihm kriegen. Und das ist ein kleines Problem. Es gibt viel zu viele Werke, die im Duchamp'schen Geist geschaffen werden. Ich spreche hier von der Konzeptkunst, die zum grössten Teil einfallslos und dürftig ist. Wie der amerikanische Minimalist Sol LeWitt 1967 schrieb, ist Konzeptkunst nur so gut wie die sie tragende Idee. Wenn die Idee nichts taugt, taugt auch das Ergebnis nichts. Letztlich gilt das für die gesamte zeitgenössische Kunst, sei sie konzeptuell, abstrakt oder figurlich. Wenn die Grundidee eines Kunstwerks nicht überzeugend, inspirierend und bedeutsam ist, dann gilt das auch für das Werk selbst. Aber Kunst von bleibendem Wert muss mehr als nur eine überzeugende Idee haben. Sie muss mit grösster Präzision und höchstem Können ausgeführt werden.

Wirklich gute Kunst ist meist das Produkt eines leidenschaftlichen Künstlers, der sich mit diversen Problemen auseinandergesetzt hat, um etwas von bleibender Bedeutung zu schaffen. Die eigentliche Ausführung mag schnell vonstattengehen (wie bei Duchamp und seinem Urinal), aber der Weg dorthin ist mühsam und anstrengend.

Wer Kunstwerke von bleibendem Wert sucht, sollte den Blick zunächst einmal auf den Weg richten, den der Künstler zurückgelegt hat, um den Punkt zu erreichen, wo er schliesslich Werke schafft, die er öffentlich präsentieren und potenziell verkaufen kann. Man sollte die intellektuelle Motivation verstehen. Sind die behandelten Themen aussagekräftig und zeitgemäß? Hat der Künstler einen inneren Bezug zu seinen Arbeiten? Steht sein Werk in einem kunstgeschichtlichen Zusammenhang, eröffnet aber neues Terrain? Anders

gesagt: Ist es etwas Eigenständiges und Originelles?

### Es muss nicht schön sein

Originalität ist wesentlich in unserer heutigen Zeit. Kopieren ist uninteressant, es sei denn, der Künstler macht das zu seinem ureigenen Thema. Wie Picasso sagte: «Gute Künstler kopieren, grosse Künstler stehlen.» Damit meinte er, dass das Kopieren von etwas Vorhandenem naturgemäss einschränkt und einengt, Stehlen aber befreiend und dynamisch ist. In jedem grossen Kunstwerk stecken Ideen und Techniken, die andere bereits entwickelt haben. Picasso bediente sich bei El Greco, Cézanne und Matisse und fügte etwas Magisches hinzu: seinen Blick auf die Welt, seine persönliche Ausdrucksweise.

Aber Kunst von  
bleibendem Wert muss  
mehr als nur eine  
überzeugende Idee haben.

Ein Kunstwerk muss nicht schön sein oder sofort gefallen. Viele anerkannte Meisterwerke waren anfänglich sogar höchst umstritten, wie etwa Manets «Olympia» oder de Koonings «Woman I». Der Geschmack ändert sich. Carl Andre ist ein amerikanischer Minimalist, der 1966 seine Skulptur «Equivalent VIII» schuf. Sie besteht aus hundertzwanzig Ziegelsteinen, die, entsprechend den Vorgaben des Künstlers, zu einem Rechteck in zwei Lagen arrangiert wurden. Die Tate Modern erwarb das Werk in den 1970ern für zweitausend Pfund und stellte es aus, woraufhin ein Aufschrei der Empörung durch die britische Presse ging. «Verschwendungen von Steuergeldern!», hiess es.

Dreissig Jahre später erwarb dieselbe Tate abermals eine ungewöhnliche Arbeit. Diesmal handelte es sich um eine Menschen Schlange. Genauer: Die Tate kaufte ein Stück Papier, auf dem der slowakische Künstler Roman Ondak Anweisungen für eine Performance niedergeschrieben hatte. Mehrere Schauspieler sollten sich vor einer Eingangstür oder im Innern einer Kunsthalle in einer Reihe aufstellen, und zwar mit einem Ausdruck gespannter Erwartung, als würde gleich etwas passieren. Die Idee war, dass sie auf diese Weise Passan-



Hundertzwanzig Ziegelsteine, rechteckig in zwei Lagen angeordnet: «Equivalent VIII» von Carl Andre, 1966.

ten neugierig machen würden, die sich entweder in die Schlange der Wartenden einreihen würden (was nach meiner Beobachtung oft geschah) oder vorbeigehen und sich dabei fragen würden, was sie womöglich verpassten.

Diesmal blieb es ruhig. Kein Mucks war zu hören – kein Wort der Kritik, keine Empörung, nicht einmal spöttische Kommentare von den humorvolleren Vertretern des Boulevards – nichts.

#### **Es muss gekonnt sein**

Heute ist es viel schwerer, Aufmerksamkeit zu erregen, Kunst ist fast schon etwas Alltägliches. Aber an den wesentlichen Eigenschaften eines wirklich guten Kunstwerks hat sich nichts geändert: es muss authentisch, seriös, aufrichtig und gekonnt in der Ausführung sein. Und es muss etwas Originelles zu sagen haben, das uns dazu bringt, Bekanntes mit neuem Blick zu betrachten oder uns mit etwas

Unbekanntem auseinanderzusetzen. Es ist ziemlich unwichtig, ob es einem gefällt oder nicht – das kommt später.

#### **Was soll ich kaufen?**

Also, wessen Werk würde ich sammeln, wenn ich ein paar Millionen übrig hätte und eine Sammlung aufbauen könnte? Ich würde bestimmt nach einem Werk des brasilianischen Konzeptkünstlers Cildo Meireles Ausschau halten. Und wenn ich schon einmal in Rio wäre, würde ich Beatriz Milhazes in ihrem Atelier besuchen und eines ihrer opulenten und farbenprächtigen Bilder erwerben. Ich würde nach Chicago fliegen und schauen, was Kerry James Marshall so treibt, und hoffen, eines seiner grossformatigen Acrylbilder erwerben zu können, die durchweg von Schwarzen bevölkert sind. Und dann würde ich nach Trinidad fliegen und mich im Atelier von Peter Doig umsehen – seine Arbeiten sind nie langweilig. Und zum

Abschluss meiner Einkaufstour würde ich in Berlin die Turner-Preisträgerin und Klangkünstlerin Susan Philipsz aufsuchen und sie bei einem entspannten Lunch fragen, ob sie Lust hätte, eine Klanginstallation für meinen Garten zu gestalten.

Mit dieser Ausbeute aus der halben Welt würde ich zufrieden und glücklich nach Hause fahren. □

**Will Gompertz** ist der Kunstdirektor der BBC, eine Funktion, die erstmals mit ihm besetzt wurde. Er gilt als einer der einflussreichsten Kulturjournalisten Grossbritanniens. Zuvor arbeitete er als Kommunikationschef der Tate Gallery, als Kunstkritiker und Magazin Gründer. Gompertz wurde vielfach ausgezeichnet, unter anderem wählte ihn das New Yorker «Creativity Magazine» unter die 50 kreativsten Köpfe der Welt. Zuletzt erschien von ihm: «Was gibt's zu sehen? – 150 Jahre moderne Kunst auf einen Blick» (Dumont).

Aus dem Englischen von Matthias Fienbork.

WAS DEN MODE-KLASSIKER DEFINIERT

# Schwarze Flagge der Emanzipation

Kein Kleid ist so vielfältig wie das kleine Schwarze, das Coco Chanel vor 88 Jahren erfunden hat. Die erstaunliche Karriere eines Kleidungsstücks, das sich kaum verändert hat, aber immer modern ist. *Von Amy Holman Edelman*

Warum ist ein schlichtes schwarzes Kleid, 1926 von Coco Chanel erfunden, noch immer so aktuell wie vor achtundachtzig Jahren? Dafür gibt es mindestens sechs gute Gründe:

- Es strahlt Unabhängigkeit, Stärke, Sinnlichkeit, Glamour, ja sogar einen Hauch von Gefahr aus und unterstreicht insofern alle Facetten im Leben einer Frau.
- Es ist körperbetont und macht schlank.
- Es ist unempfindlicher gegen Schmutz als Kleider in helleren Farben.
- Es ist wandlungsfähig, sieht tagsüber genauso gut aus wie am Abend.
- Es verträgt sich wunderbar mit den verschiedensten Accessoires.
- Es ist nie altmodisch und passt zu beinahe jeder Gelegenheit.

Gabrielle Chanel wurde 1883 in Saumur im Westen Frankreichs geboren, zu einer Zeit, als die Kleidung einer Frau Ausdruck ihrer Stellung in der Gesellschaft war. Mit zwölf Jahren kam Chanel in ein Waisenhaus und wurde von Nonnen erzogen. Kinder aus armen Familien wie sie trugen einfache Sachen, die in der Klosterwerkstatt angefertigt wurden, während Schwestern aus besserem Haus mit Kleidern aus schönem Material ausgestattet waren. Hier entwickelte Chanel ihre Vorliebe für strenge Schnitte und die Farbe Schwarz. Bis dahin wurde Schwarz von Dienstmädchen, Nonnen und Trauernden getragen.

## Die Frau als Eigentum des Mannes

Männer demonstrierten ihre eigene Bedeutung, indem sie ihre Frauen und Töchter mit prächtigen Kleidern und Accessoires ausstatteten. Noch zu Beginn der 1920er galten Frauen als Eigentum des Mannes, sie trugen Korsett, Krinoline, bodenlange Röcke und schwere Hüte (zwischen 1918 und 1928 ging der Stoffbedarf für ein Kleid von 17 auf 6,50 Meter zurück). Mit einem Wort, Frauen waren unsichtbar – aus-

genommen für die Männer, deren Töchter oder Ehefrauen sie waren.

Die äußere Erscheinung einer Frau dokumentierte ihren Rang und ihre gesellschaftliche Stellung. Es bestand eine klare Trennlinie zwischen ehrbaren Frauen und Angehörigen der Demimonde. Mit dem kleinen Schwarzen konnte Chanel diese Grenze verwischen. 1912 begann ihre Karriere in der Modewelt, als sie Hüte für die Demimonde, Mätressen und Schauspielerinnen machte.

## Die neue Freiheit

Was veränderte sich? Mit dem Kriegsende 1918 stieg der Wohlstand in Amerika immer weiter an. Mitte der 1920er Jahre tauchten die «Flapper» auf, junge Frauen, die Alkohol tranken und sexuell aktiv waren. Sie trugen schlichte, figurbetonte Kleider. Die Alkohol-Prohibition von 1920 bis 1933 brachte den Cocktail und das Cocktail-Kleid. Es ersetzte die hochgeschlossenen, weiten Teekleider, die bis zur Jahrhundertwende getragen worden waren.

Ab Mitte der 1920er gewannen die Frauen eine neue Freiheit, die sich auch in ihrer Kleidung zeigte. Die Suffragetten, die 1919 das Frauenwahlrecht erkämpften, wollten Gleichberechtigung, und der neue Kleidungsstil, der mehr Bewegungsspielraum zuliess, gehörte zu dieser neuen Freiheit. Immer mehr Frauen waren berufstätig (meist als Verkäuferinnen oder Sekretärinnen) und trieben Sport.

Natürlich war Chanel nicht die erste Modeschöpferin, die ein schlichtes schwarzes Kleid entwarf, aber sie ist die bekannteste. Karl Lagerfeld hat einmal gesagt, Chanel habe alles, was sie schuf, kopiert und kommerzialisiert. Richard Martin, vormaliger Kurator an der Kostümabteilung des Metropolitan Museum in New York, sieht Chanel als Erfinderin des kleinen Schwarzen, weil es absolut zu ihrem Stil passte. Mit anderen Worten, Chanel war ihre beste Propagandistin. Sie war glamourös und unabhängig. Mit Aussprüchen



Coco Chanel (1936)

Die legendäre französische Mode-Designerin entwickelte ihre Vorliebe für strenge Schnitte und die Farbe Schwarz in dem Kloster, wo sie von Nonnen aufgezogen wurde.



Audrey Hepburn (1961)

In «Breakfast at Tiffany's» trägt sie als Holly ein Kleid von Modeschöpfer Hubert de Givenchy, der Hepburn für fast jeden Film ausstattete.



Jackie Kennedy (1961)

Sie war 31 Jahre alt, als sie First Lady wurde. Jackie Kennedy trug das kleine Schwarze bei Empfängen im Weissen Haus und zur Begrüssung von ausländischen Staatsoberhäuptern und wurde so zur Stil-Ikone ihrer Zeit.



Marilyn Monroe in «Some Like It Hot» (1959)

Sie tanzte im Zug nach Florida in einem tief ausgeschnittenen kleinen Schwarzen, mit langen Ärmeln und Fransenrock.



Lady Diana (1994)

Die Princess of Wales sorgte mit diesem kleinen, tief ausgeschnittenen Schwarzen für Aufsehen. Es wurde das «Rache-Kleid» genannt, weil Prinz Charles zuvor seine Untreue in einem Interview öffentlich gestanden hatte.



Michelle Obama (2009)

Auf ihrem ersten offiziellen Porträt als First Lady trägt sie ein ärmelloses schwarzes Kleid von Michael Kors, das ihre durchtrainierten Oberarme zur Geltung bringt und ihren persönlichen Stil ankündigt.

chen wie «Eleganz ist Verweigerung» oder «Einfachheit ist der Schlüssel zu wahrer Eleganz» hat sie die Richtung vorgegeben.

### Die Eleganz bleibt

Inzwischen haben wir es mit anderen Namen zu tun, aber an der Eleganz des kleinen Schwarzen hat sich nichts verändert. Die Frauen von heute sind meist emanzipiert, aber sie tragen es noch immer (man schaue eine beliebige «Oscar»-Verleihung an oder den grünen Teppich am Zurich Filmfestival). Und warum?

Weil es letztlich ein neutrales Kleidungsstück ist. Erst seine Trägerin (oder die Öffentlichkeit, die sie sieht) verleiht ihm seine besondere Faszination. Jede Frau besitzt eines ... oder zwei oder drei. Genau wie ihre Mutter und Grossmutter.

Warum also kann ein Kleid, das über achtzig Jahre alt ist, immer modisch sein? Es braucht sich nicht weiterzuentwickeln. Das kleine Schwarze lenkt den Blick auf seine Trägerin, nicht auf seine Machart, es ist einfach und unkompliziert und wird daher immer zur Garderobe moderner Frauen gehören. □

**Amy Holman Edelman** ist Autorin des Buches «Das kleine Schwarze» (dtv). Sie arbeitete lange in der Modebranche, zunächst schuf sie eigene Entwürfe, bevor sie als Journalistin unter anderem für «Harper's Bazaar» tätig war.

WAS WIRKLICH ZÄHLT (TEIL II)

# Der Blick zurück nach vorne

Wer weiss, woher er kommt, hat es einfacher herauszufinden, wohin es gehen soll.  
Was die Enkel von ihren Grosseltern lernten und welche Traditionen sie hochhalten.

*Protokolle: Simon Brunner*



**Marta Baluch, 24**

*Studiert Kulturwissenschaften,  
jobbt in einem veganen Restaurant  
Breslau, Polen*

«Die Welt ist kalt, man muss eine gute Person sein und viel Liebe geben. In meiner Familie machen wir uns oft kleine Geschenke. Seit zwei Jahren habe ich eine Beziehung, es ist das Schönste überhaupt. Ich möchte meinen Freund bald heiraten. Ah, noch etwas ganz anderes: Als ich klein war, zeigte mir mein Grossvater alle Bäume und Vögel im Wald. Das verbindet uns – niemand von meinen Freunden kennt sich da so gut aus wie ich.»



### Nikos Vitogiannis, 13

*Im 1. Jahr des Gymnasiums  
Athen, Griechenland*

«Ich will Unternehmer werden, wie mein Vater, Grossvater und Urgrossvater schon. Ich muss viel lernen und gute Noten haben. Ich will in London studieren, wie mein Vater und mein Onkel. Aber das Wichtigste im Business, das sagten sie mir schon früh, ist Vertrauen. Ich möchte, dass die Menschen sagen: ‹Nik ist eine gute Person, wir vertrauen ihm.›»



### Sander Hansen, 15

*Beginnt im Herbst mit der Oberstufe  
Rena, Norwegen*

«Ich sehe meinen Grossvater und auch meine Tanten jeden Tag. Dieses enge Familienleben möchte ich beibehalten für den Rest meines Lebens. Wahrscheinlich muss ich weg fürs Studium. Ich könnte mir gut vorstellen, ein paar Jahre in einer grossen Stadt zu leben. Danach komme ich garantiert nach Rena zurück!»





### Hansruedi Hess, 27

Bauer

Ebnat-Kappel, Schweiz

«Während des Dreissigjährigen Kriegs war Eisen Mangelware, die Dächer wurden ohne Nägel gebaut. Auch bei uns. Ich denke, unser Hof wurde um 1630 gebaut. Ich mag besonders die Stube mit dem uralten Kachelofen. Auch meine Freundin kommt gerne hier vorbei.»



### Roberto Fonseca Horta O'Leary, 21

Studiert Kunstwissenschaften

São Paulo, Brasilien

«Ich habe die letzten vier Jahre bei meiner Grossmutter gewohnt, ihre Wohnung ist nah bei der Uni. Sie ist 90, ich bin 21 – trotz des Altersunterschieds verstehen wir uns blendend. Wir gehen gemeinsam auf den Markt, essen Süßigkeiten oder shoppen. Sie ist verrückt, im positiven Sinn, sie macht viele Witze. Und sie verwöhnt mich. Was ich studiere, hat auch mit ihr zu tun. Kunst ist ihr wichtig, das ist Familientradition, auch für meine Mutter, sie zeichnet fantastische Comics.»



**Chinatsu Nagata, 11**

*5. Klasse der Primarschule*

*Kawasaki, Japan*

«Ich will so viel wie möglich mit meiner Schwester spielen. Bald komme ich in die Mittelschule, dann habe ich nicht mehr so viel Zeit. Und ich hoffe fest, dass Oma ewig lebt, ich liebe sie ganz, ganz fest.»



**Refilwe Mpitso, 15**

*10. Klasse*

*Soweto, Südafrika*

«Ich wuchs bei meiner Grossmutter auf, darum sind wir uns sehr nahe. Sie hat mich die wichtigsten Dinge im Leben gelehrt: Man muss Respekt zeigen, und demütig sein, nie arrogant. Sie ist mein Vorbild, aber ich will etwas anderes machen, ich will Gynäkologin werden!»



# Der Werte-Kompass



Jörn Kaspahl ist Illustrator in Hamburg. Seine Arbeiten erscheinen unter anderem in «The New Yorker», «Monocle», «GQ», «Wired» und «Der Spiegel».



# DAS HABEN SIE SICH VERDIENT



[www.skoda.ch](http://www.skoda.ch) oder auf

**ŠKODA Superb**  
**Komfort ist messbar**

**12x SIEGER** PREIS-LEISTUNGS  
AUTOMOBIL | **ŠKODA. MADE FOR SWITZERLAND**

Wer mehr leistet, darf sich auch mehr gönnen. Der ŠKODA Superb ist gemacht für anspruchsvolle Menschen, die das Angenehme mit dem Cleveren zu verbinden wissen! Souverän vereint er grosszügiges Raumangebot mit der grössten Beinfreiheit seiner Klasse. Und ein hochkomfortables Interieur mit dem meistprämierten Preis-Leistungs-Verhältnis der Schweiz. ŠKODA Superb: Da sitzt jedes Detail. Willkommen zum Probefahren und Probestrecken bei Ihrem ŠKODA Partner.



# LUXUSWOHNUNGEN

## MIT HOTELSERVICE IN LUGANO



### VERMIETUNG UND VERKAUF

*Wohnungen mit SPA, Restaurant, Innen- und Außenpool auch für Kurzaufenthalte.  
Nur wenige Minuten vom Stadtzentrum Lugano entfernt mit atemberaubenden Blick über den See.  
Komfort und Privatsphäre in stilvollem Ambiente.*

[WWW.RESCORTCOLLINADOLORO.COM](http://WWW.RESCORTCOLLINADOLORO.COM)

RESORT COLLINA D'ORO

VIA RONCONE 22, 6927 AGRA, LUGANO | Tel. +41 91 641 11 11  
INFO@RESORTCOLLINADOLORO.COM